7

Briefe

vermischten Inhalts.

Frankfurt und Leipzig
1772.

Erster Brief.

Mein Herr!

Unstreitig haben Sie gegründete Ursachen, daß Sie mir Ihre Einwilligung nicht geben wollen, diese Ihre Briefe drucken zu lassen. Denn Sie besorgen mit Recht widrige Gesinnungen und Feindschaft der Menschen, deren gewöhnliche Meinungen Sie niemals als Gesetze erkennen wollen, sondern Ihre Gedanken ganz frey und aufrichtig von diesen so gut zu erkennen geben, als es einem rechtschaffenen Manne anständig ist.

Allein, Sie sind ja über dieses noch so bescheiden, und dringen sie niemals jemanden als unumstößliche Wahrheiten auf; sondern geben sie blos für solche zufällige Gelegenheiten aus, welche eine nähere Untersuchung veranlassen möchten. Könnte denn das wohl ein so großes Verbrechen seyn, wodurch die Menschen bewogen werden, solchen Wahrheiten oder

gar Meinungen, genauer nachzudenken, welche die Religion, das Beste des gemeinen Wesens betreffen, und in alle ihre Handlungen, und das aus diesen erfolgende Schicksal einen so wichtigen Einfluß haben?

Hätten Sie mir aus Freundschaft einen Vorrath von Briefen des Inhalts mitgetheilt, auf was Art Sie das muntere Frauenzimmer in Gesellschaften, mit eben so entbehrlichen als witzigen Einfällen für dem Verdrusse der langen Weile gerettet, und Sich nach dessen Geschmacke heruntergelassen; oder uns Ihre Schicksale in den Dorfschenken, während Ihrer Reisen auf Landkutschen, weitläuftig erzählt; so seyen Sie versichert, ich würde Sie niemals so bittlich angegangen seyn, diese Ihre Sammlung von Briefen gemein zu machen. Allein, Ihre scharfsinnigen Gedanken über die allerwichtigsten Gegenstände, sind in der That zu wichtig, als daß es entschuldiget werden könnte, sie gänzlich zu unterdrücken.

Sie führen mir zwar zu Gemüthe, es sey keine Nation gegenwärtig bekannt, welche das Licht und freye Bekänntniß der Wahrheit so sehr scheue, als unsre deutsche. Allein, nicht zu gedenken, daß es schon viel wäre, wenn ich Ihnen dieses auch zugäbe; so ist doch offen-

fenbahr, daß diese Gesinnung gewiß nicht in allen deutschen Provinzen herrscht. Ich sollte denken, zum Beweise dieses wäre genug, wenn ich Ihnen nur dagegen zu bedenken gäbe: mit was für einer ungemessenen Freyheit man gegenwärtig in vielen deutschen Provinzen wider die Religion nicht nur schreibt, sondern dergleichen Schriften ungescheut druckt, verlegt, kauft und verkauft.

Berufen Sie Sich auf die Beyspiele eines Bayle und Spinoza, und sind überzeugt, daß jener nichts weniger als ein Deist, und dieser eben so wenig ein Atheist gewesen sey; beyde aber, wegen der Aufrichtigkeit, die Gedanken ihres Herzens frey zu offenbaren, unzählige Verfolgungen von Juden und Christen ausgestanden haben; ohngeachtet ihr unsträflicher Lebenswandel unzähligen Bekennern des Christenthums, ja den allermeisten Lehrern desselben selbst, zu einem Muster dienen sollte, ihren Lebenswandel darnach zu bilden, wenn sie für wahre und rechtschaffene Christen wollten angesehen seyn: so bin ich überzeugt, daß Beyde auch in unserm Deutschlande in viel weniger Gefahr seyn würden, als damals: nur nehme ich diejenigen Provinzen aus, wo eine gewisse Religion herrscht.

Ueberdieses, so sind ja Ihre Lehrsätze, Meinungen oder Gedanken, wie Sie sie nennen wollen, von dem, was die eben erwähnten Gelehrten entweder behaupten, oder zu behaupten scheinen, Himmelweit unterschieden. Gesetzt aber, es wäre dieses nicht; so werden Sie nimmer mehr in Abrede seyn, daß die Schriften dieser Verfasser, zu der gründlichen Erörterung vieler theologischer und philosophischer Wahrheiten, deren genauern Bestimmung, fruchtbarern Anwendung, und zu der Erweiterung nutzbarer Erkenntniß der Menschen überhaupt, mehreres beygetragen haben, und noch würklich bis auf diese Stunde beytragen, als wenn sie mit eben so vielem Eifer als Unvernunft die ganze Zeit ihres Lebens das Evangelium von Christo unter den Heiden geprediget, und eben so viel Aberglauben als Erbauung gestiftet hätten.

Sind Sie übrigens in Ihrem Gewissen von Sich Selbst eben so sehr überzeugt, daß Ihr Herz gegen Gott und Menschen rechtschaffen ist, und Sie Ihre Erkenntniß und alle Bemühungen nie in andern Absichten, als zum Besten der Menschen anwenden, als ich solches von Ihnen ganz vollkommen bin; o! so mag Geiz, Stolz, Neid, Bosheit, von Kanzeln, Kathedern und Richterstühlen, gleich noch so sehr auf Sie schmähen, so werden Sie dennoch

noch von der vernünftigen und rechtschaffenen Welt allemal als ein wahrer Menschenfreund gepriesen werden. Verlangen Sie denn mehr, als diese Ehre? — Sie werden mir antworten: nein —

Wohlan, so will ich diese erste Sammlung Ihrer und Ihrer Freunde Briefe in Gottes Namen dem gemeinen Wesen bekannt machen; ohne eben die chronologische Ordnung zu beobachten, in welcher sie geschrieben sind. Indessen werde ich doch allemal diejenigen zusammensuchen, welche natürlicher Weise eine Verbindung, oder einander veranlasset, haben: übrigens wenig besorgt seyn, wie manche scheele Miene sie in der großen Welt veranlassen.

Zweyter Brief.

Des gnädigen Fräulein von B**.

Ach, liebster Herr! und allerbester Freund! niemals bin ich in einer solchen Verlegenheit, ja Furcht und Schrecken gewesen, als gegenwärtig: und nie ist mir Ihr aufrichtiger Rath in einer Sache von großer Wichtigkeit so nöthig gewesen, als jetzt; diesen versagen Sie doch Ihrer Verehrerinn nicht? —

Stellen Sie Sich einmal mein fürchterliches Schicksal vor. Gestern gegen Abend lasse ich mich nach Hofe tragen, um der Fürstinn, welche schon seit mehrern Jahren höchst schwächlich, nunmehr aber seit einiger Zeit bettlägerig gewesen ist, den schuldigsten Besuch und Aufwartung zu machen, weil ich von jeher die allerzärtlichsten Merkmale ihrer Gnade gegen mich verspührt habe; so bin ich in einer solchen Zerstreuung wieder nach Hause gekommen, dergleichen Sie Sich unmöglich werden vorstellen können.

Als ich zu der Fürstinn in das Gemach trat, so redete sie mich mit den Worten ganz munter an: sind sie da, meine liebste B**? wie sehr erleichtern sich alle meine Schmerzen, so bald ich sie nur sehe; und wie sehr verbunden bin ich ihnen für alle die Besuche und Dienstleistungen, die sie mir schon seit geraumer Zeit in meiner Krankheit erwiesen haben. — Vom Grunde meines Herzens wünsche ich, ihnen diese ihre Bemühungen, so vergelten zu können, als sie es verdienen. —

Ach! Ihro Durchl. verschonen mich mit solchen verbindlichen Ausdrücken, dergleichen ich nicht verdiene, erwiederte ich. Wollen mir aber Höchstselbige eine vorzügliche Gnade angedeihen lassen: so würde ich mir das Glück wün-

wünschen, nie von meiner unschätzbaren Wohlthäterinn getrennt zu werden, um dieser meine geringen Dienste, als einige Erkenntniß für die empfangenen großen Wohlthaten zu erweisen: ja ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Ew. Durchl. beschwerliche Empfindungen auf meinen Körper nehmen könnte.

Dieses wünschen sie sich nicht, war ihre Antwort. Denn es wäre Schade um einen so schöngebaueten Körper, als der ihrige ist, wenn er durch einige Krankheit zerstöhret werden sollte; besonders da die Gemüthsgaben zugleich mit dem Körper leiden; und ihre Seele so edel ist, daß sich ihr künftiger Gemahl gewiß höchst glückseelig schätzen wird, so viele Vollkommenheiten in der Seinigen zu besitzen. Sind sie also vor dessen Vergnügen, wie billig, besorgt, so seyn sie vornehmlich auf die Erhaltung der Gesundheit bedacht; denn sie glauben schwerlich, was vor ein betrübter Zustand der eheliche ist, wenn eine so langweilige Krankheit, als die meinige ist, alle Annehmlichkeiten desselben in ein immerwährendes Mitleiden verwandelt. —

So sehr als ich Ew. Durchl. so weisen als gnädigen Rath verehre, so überzeugt bin ich, daß er mir gegenwärtig noch nicht zu statten kommen kann.

Und warum denn dieses, meine liebste B**?

Die Ursache werden Ihro Durchl. leicht einsehen; weil Glücksgüter die erste vorzügliche Eigenschaft sind, welche ein Frauenzimmer besitzen muß, die sich auf eine glückseelige Ehe Hoffnung machen will.

O! glauben sie dieses nicht so schlecht hin, liebste B**. Es ist zwar leider mehr, denn zu wahr, daß sich die Männer um dasjenige Frauenzimmer wenig dringen, welches sich keiner Glücksgüter rühmen kann; denn der Endzweck der mehresten unter den Vornehmern ist Stolz, Neigung zur Verschwendung, und die Begierden, alle hieraus erfolgenden lasterhaften Absichten um desto besser durchtreiben zu können, welches ohne Geld nicht wohl geschehen kann. Die Geringern trachten aus der Ursache nach reichen Weibern: weil sie entweder wegen Mangel der Fähigkeiten und einem gegründeten Zweifel, sich selbst nähren zu können, oder aus Faulheit und Liebe zum Müßiggange, sich nicht anständig nähren wollen: mithin theils aus Noth gedrungen werden, nach Gelde zu heyrathen, theils aus nichtswürdigen Absichten mit so vielem Eifer darnach streben. Auch giebt es öfters Fälle, da sowohl Vornehme als Geringe, wegen Schulden,

den, gedrungen werden, nach Gelde zu heyrathen: und sie werden leicht erachten, daß diese sich vergrößern, wie die Familie zunimmt, wenn das Hauswesen nicht einen außerordentlichen Zufluß des Vermögens erlangt. Sehen sie, liebste B**, alles dieses sind zum Theil unverzeihliche, zum Theil entschuldigungsfähige Ursachen, weswegen dem Glücke des liebenswürdigsten Frauenzimmers oft wichtige Hindernisse im Wege stehen. — Aber sagen sie mir aufrichtig, liebstes Kind, ob ihnen der Mangel des zeitlichen Vermögens schon jemals eine Hinderniß gewesen ist, durch Heyrath ihr Glück zu machen? Legen sie diese meine Frage nicht als eine unerlaubte Neugierde aus; sondern seyn versichert, daß sie aus keiner andern Ursache geschiehet, als daß ich gern vernehmen möchte, ob ich oder mein Gemahl Gelegenheit haben könnten, zu ihrem künftigen Vergnügen etwas beyzutragen. Daß ich sie gegenwärtig aber mehr, als jemals bitte, geschiehet blos aus der Ursache, weil mir die Aerzte beständig desto weniger Hoffnung zu einer völligen Wiedergenesung machen, je stärker ich auf das aufrichtige Geständniß ihrer Meinung von meinen Gesundheitsumständen dringe. Weil sie auch von mir versichert sind, daß ich den Tod eben nicht sonderlich scheue; so machen sie auch kein Geheimniß aus ihrer Meinung, sondern behaupten einhellig, die Krank-

heit könne noch immer einige Jahre anhalten; weil sie nichts anders, als eine von einem Lungengeschwühre herrührende sehr langweilige Art der Auszehrung sey. Nun stellen sie sich einmal vor, fuhr sie fort, wie misvergnügt ich aus dieser Welt gehen würde, wenn ich, da ich sie gewiß so hoch als mein Kind schätze, nicht vorher etwas zu ihrer Versorgung und zeitlichen Wohlfahrt beygetragen hätte. — Sagen sie mir demnach, liebstes Kind, ist es eine Hinderniß ihres Glückes und Vergnügens, daß ihr zeitliches Vermögen nicht vorzüglich ist? — Seyen sie versichert, die Hälfte des meinigen wende ich mit Vergnügen an, ihre Umstände zu verbessern. Haben sie demnach einen Verehrer, so offenbaren sie mir es; aus meinem Munde soll er eben diese Versicherung erhalten, und mein Gemahl wird vor deren Erfüllung haften. —

Ach! Durchlauchtigste Frau, erwiederte ich, fiel vor ihrem Bette nieder, und küssete ihr mit den Worten die Hand: wie unwürdig bin ich aller dieser Ihrer Durchl. hohen und unschätzbaren Gnade. Ob ich gleich überzeugt bin, daß man auf meine Person, bloß wegen Mangel eines zeitlichen Vermögens, wenig oder nicht achtet; so seyen Ew. Durchl. vollkommen versichert, daß ich mit meinem Schicksale vollkommen vergnügt bin, und nichts weiter

ter wünsche, als von dem Himmel die Fristung Ew. Durchl. allertheuersten Lebens erflehen zu können: habe ich dieses erlangt, was fehlt mir alsdenn an meinem Glücke?

Kaum hatte die Fürstinn von mir erhalten können, aufzustehen, so trat ihr Gemahl in das Zimmer, sagte, daß er eben den Leibmedicus gesprochen hätte, welcher der Fürstinn seine Aufwartung machen wollte. Diese, vermuthlich mich in meiner Zerstreuung ein wenig aufzumuntern, fieng mit mir an zu spaßen und sagte: Betrachten sie, liebste B** einmal diesen so muntern Gemahl, ist er nicht zu bedauern, daß er eine so kranke und schwache Frau hat? — Jedoch, lassen Sie den Medicum hereinkommen: denn ich verlange von ihm zu wissen, wie lange er noch an mir zu künsteln haben möchte, bis er seine ganze Kunst verschwendet hat. —

Sie aber, liebste B**, werden sich mit meinem Gemahle in einem andern Zimmer unterhalten; damit ihnen beyderseits das, was ich von dem Arzte vernehmen werde, nicht empfindlicher werde, als mir. Hierauf mußte der Medicus hereinkommen; mich aber fassete der Fürst bey der Hand, führte mich in das nächste Zimmer, und redete mich, sobald wir in dasselbe hineingetreten waren, mit folgenden Worten an:

Unend-

Unendlichen Dank, geliebtes Fräulein, bin ich ihnen für die ausnehmende Hochachtung und Zärtlichkeit schuldig, die sie meiner beklagenswürdigen Gemahlinn von jeher, besonders aber zeither in ihrer Krankheit, erwiesen haben. Daß ihr Herz in diesen Werken der Liebe eine gewisse Art der Beruhigung und des Trostes finden müsse, erhellet daraus, weil sie dieser tugendhaften Handlungen niemals überdrüßig werden. Glückseelig würde ich mich schätzen, wenn ich ihrer Zärtlichkeit eben sowohl theilhaftig werden könnte, als sie meine Gemahlinn gewiß besitzt.

Ich stutzte gewaltig; sahe den Herrn ganz bestürzt und zerstreuet an, und wußte gar nicht, was ich antworten sollte. — Allein, er fuhr fort: — Längst habe ich den unschätzbaren Werth ihrer Gunst erkannt; allein die Liebe, die ich meiner Gemahlinn schuldig bin, und ihre Tugend haben mich bisher zurückgehalten, mich ihnen zu offenbaren. —

Wodurch aber habe ich es denn verschuldet, daß Ew. Durchl. gegen meine Tugend, die sie, wie ich vernehmen soll, ehemals geschätzt haben, jetzt keine Achtung mehr haben, und nunmehro ohne Bedenken von Dingen zu mir reden, welche, ob ich gleich versichert bin, daß sie ein gnädiger Spaß sind, mir dennoch höchst empfind-

empfindlich seyn müssen, weil meiner Ehre dadurch eben so harte als deutliche Vorwürfe gemacht werden. Nichts aber kann mich so sehr schmerzen, als indem Ihre Durchl. auch gegenwärtig gegen Höchst Dero unschätzbare Gemahlinn nicht mehr diejenige Achtung hegen, welche sie von jeher zurückhielt, sich auf eine solche Art gegen mich herauszulassen, als gegenwärtig. —

Gegen ihre Tugend ist niemals etwas in der Welt fähig gewesen, mir einigen Zweifel zu erregen; und eben so wenig wird es mir jemals möglich seyn, etwas zu thun, wodurch die Hochachtung und Zärtlichkeit beleidiget werden könnte, die ich meiner Gemahlinn schuldig bin. Und dennoch rede ich zu ihnen im vollkommenen Ernste und mit derjenigen Aufrichtigkeit, wie sie einem ehrliebenden Fürsten anständig ist. Kurz, ich liebe sie über alles, und habe sie zu meiner Maitresse auserseben. —

Bey diesen Worten muß ich nothwendig, wie eine Leiche, erblasset seyn. Denn er fuhr fort: — Erschrecken sie ja nicht, liebenswürdiger Engel: denn die Sache ist eben so fürchterlich nicht, als sie sich dieselbe vorstellen. — Und Ihro Durchl. reden noch im Ernste? — In allem Ernste. — Und ohne, daß sie die Strafen des Himmels wegen Dero höchstbeleidig-

leidigten Gemahlinn fürchten? — Ohne, daß ich im geringsten erröthen darf. — Und eben so wohl glauben Ihro Durchl. dieses, ohne mich vorsetzlich zu beleidigen, sagen zu können? — Nicht nur dieses; sondern daß ich ihnen zugleich die vollkommensten Merkmale meiner Zärtlichkeit geliefert habe. — Alles dieses sollte mit einander demnach bestehen können? — Ganz vollkommen.

Hören sie demnach, geliebter Engel, damit ich sie nicht ferner in einer Verwirrung lasse, aus welcher sie sich schwerlich ohne meine nähere Erklärung entwickeln würden. — Von ihrer zarten Kindheit an habe ich sie bereits überaus geliebt; obgleich mit einem Herzen, welches dennoch wegen der geringsten Untreue gegen eine tugendhafte Gemahlinn unsträflich blieb.

Diese ist leider in dem betrübten Zustande, daß ich zwar nie aufhören darf, sie als die tugendhafteste Freundinn unaufhörlich, aber niemals wieder als meine Ehegattinn zu lieben: und eben dieses ist es, was mir der Leibarzt, kurz vorher, als ich ihn eben in das Zimmer führte, in allem Ernste und Vertrauen gerathen hat: wenn ich anders nicht durch die eheliche Liebe ein Mörder meiner Gemahlinn werden wollte. Und um desto eher seinem

Rathe

Rathe zu folgen, habe ich ihm zugleich verspre-
chen müssen, mir eine Maitresse zu wählen,
und diese ist eben diejenige, welche ich nächst
meiner bisherigen Gemahlinn schon seit langer
Zeit über alles liebte. —

Hier ließ der Fürst sogleich die beyden klei-
nen Prinzen von vier und fünf Jahren her-
einkommen, und befahl ihnen, mir von nun
an als ihrer Mutter zu gehorchen. Diese küs-
seten mir gleich Hände und Kleider, und lob-
ten mir den allerunschuldigsten Gehorsam an,
den nur eine so zärtliche Unschuld erregen kann.
So, daß ich gar nicht mehr wußte, wie mir
geschahe. —

Damit ich ihnen aber auch den zweyten
Grund ihrer Furcht, in Betracht der Besorg-
niß einer Beleidigung meiner Gemahlinn be-
nehme; so muß ich ihnen zugleich mit eben der
Aufrichtigkeit bekennen: daß eben diese mir
nicht nur den allererstен Vorschlag gethan hat,
mir eine Maitresse zu wählen, sondern zugleich,
was ich vor eine wählen sollte.

Eure Liebden sehen, sagte sie schon vor
mehr als einem Jahre zu mir, als ich mitten
in der Nacht von ihr Abschied nahm, und nach
meinem Schlafgemache gieng, in was für ei-
nem betrübten Zustande sich meine Gesundheit
befin-

befindet; ihre Jugend ist zu bedauern, daß sie der Vergnüglichkeiten des Ehestandes so beraubt seyn muß. Ach! — darf ich von Ew. Liebden noch die letzte Gunst gegen eine sterbende Freundinn und bereits verstorbene Ehegattinn bitten; — und als ich ihr hierauf meinen vollkommenen Gehorsam schwuhr; so hieß es: — wählen sie doch unsere geliebte B** zu Dero Maitresse. Dieses wird die allerletzte Gunst seyn, die ich von Ew. Liebden bitte, und zu bitten fähig bin.

Jedoch, geliebter Engel, sie zweifeln vielleicht, ob auch dieses alles wahr sey, was ich ihnen sage. Um sie also desto vollkommener zu überzeugen; so kommen sie sogleich mit mir wieder zu dem Gemache meiner kranken Gemahlinn; damit ich noch diesen Tag so glücklich bin, sie von deren Händen zu empfangen. —

Als er mich also bey der Hand nahm, und auch wieder zu der Fürstinn hinführen wollte; so war ich noch mehr in Verlegenheit, als zuvor: denn hätte diese wirklich ihre Einwilligung gegeben, oder mir gar angelegen, den Bitten ihres Gemahls Gehör zu geben; mit was vor einem Vorwande hätte ich mich weigern können, und wie wäre es mir möglich gewesen, den Bitten meiner Durchlauchtigsten Fürstinn zu widerstehen?

Ach!

Ach! ich bitte und flehe Ew. Durchlauchtigkeit um alles dasjenige, was mir lieb ist; denn diese höchst Dero Zumuthung ist von der Art, daß, wo sie nicht der Religion, Tugend und Wohlanständigkeit und meiner Ehre widerspricht, doch vor allem eine vollkommene reife Ueberlegung so wohl auf meiner, als Seiten der Meinigen, erfordert. Und dieses antwortete ich blos, damit ich nicht übereilt werden möchte. Denn ich muß Ihnen gestehen, mein bester, liebster Freund, daß es in der That vor mich höchst gefährlich ist, mich mit dem Fürsten auch nur im geringsten auf eine solche Art einzulassen, weil mich mein Herz überzeugt, daß ich ihm gewogen bin, und mich glückseelig schätzen würde, wenn ich seines Standes wäre, und er mich zu seiner Gemahlinn verlangte; wenn er nicht schon verehlichet wäre.

Ich flehete daher inständigst, mich mit dergleichen Unterhaltungen zu verschonen, welche vielleicht aus einem schlechten und ganz andern Begriffe, als er ehedem von mir gehabt hätte, herrührten. Uebrigens bath ich höchlich, mir die einzige Gnade zu erweisen, und mir zu sagen, aus welchem Grunde er glaubte, daß ich zu einer solchen Leichtfertigkeit fähig wäre.

Allein, er gab mir zur Antwort: ist denn dieses ein Beweiß des Mangels der Hochachtung gegen eine Persohn oder eine nicht vortheilhafte Meynung von ihrer Tugend, wenn man ihr die vollkommensten Beweise seiner Hochachtung und Liebe geben will? Jedoch, ich merke schon, eine gar zu zärtliche Neigung, übertrieben sorgfältige Erziehung, und gar zu strenge Begriffe von der Tugend, sind die Uhrsachen, weswegen ich noch nicht so glücklich seyn kann, meine Wünsche erfüllt zu sehen.

Damit ich sie aber, geliebte Schöne, nicht übereile, so will ich ihnen einige, aber keine gar lange, Bedenkzeit lassen. Sagen sie ihrer gnädigen Mutter alles, was ich zu ihnen geredet habe, nebst meinen Absichten, die ich gegen sie hege. Bestimmen sie mit derselben, was ihnen für ein Etablißiment ausgesetzt werden soll; sie werden mich zu allem so bereit als schuldig finden. Haben sie aber einige Achtung gegen mich, so setzen sie ihre Erklärung nicht so sehr weit hinaus: denn sie wissen, wie lange mich der Himmel durch den betrübten Zustand einer Gemahlinn, statt des ehelichen Vergnügens, seine drückende Hand hat fühlen lassen. Da er mir aber nunmehr eine liebenswürdige Schöne zeigt, die meine zwote Gemahlinn, obgleich unter dem Charakter einer Maitresse, werden soll; so wünsche ich nun-

nunmehr, je eher je lieber, mit ihr vereiniget zu werden.

Wollen sie ja in einer so wichtigen Sache mehrere zu Rathe ziehen, so wünsche ich nichts so sehr, als daß sie nebst dem, was ihnen die Liebe vorschreibt, genau die vernünftigsten treffen mögen; unter welchen ich aber nicht eben die Scheinfrommen verstehe. Folgen sie aber dem Rathe der erstern, so bin ich versichert, daß mein Glück so gut als gemacht sey. Leben sie indessen wohl, geliebter Engel: denn nunmehro gehe ich sogleich wieder zu meiner kranken Gemahlinn, und berichte ihr alles dasjenige, was ich mit ihrer Einwilligung, und auf ihr eigen Geheiß, mit ihnen jetzt eben geredet habe. Bedenken sie aber übrigens wohl, wie nöthig mir eine Gemahlinn von einem so gesunden und schönen Körper sey, als der ihrige ist, und sorgen vor meine Zufriedenheit so sehr, als es mein Herz verdienet. —

Hiermit verließ er mich, und ich muß gestehen, in der allergrößesten Bestürzung. Daß ich in der That eine vorzügliche Neigung gegen den Herrn bey mir von je her verspührt habe, kann ich Ihnen, als meinem Herzensfreunde, nicht bergen; da er aber eine Gemahlinn hat, so ist seine Maitresse zu werden, ein solcher

Charakter, welcher weder mit der Religion noch Tugend und Wohlanständigkeit im geringsten bestehen kann; es wäre denn, daß ich von allen diesen nicht die gehörig richtigen Begriffe hätte.

Zu niemanden werde ich mich also zuversichtlicher wenden können, als zu Ihnen, liebster Freund: denn Ihren Verstand, edles Herz und ungemeine Erkänntniß schätze ich allerseits gleich hoch. Es wird Ihnen auch nicht viele Mühe machen, gar bald zu übersehen, worauf die ganze Sache beruhet. Da aber, was ich vornehmlich zu wissen wünsche, ist dieses: ob ich mit einem guten Gewissen und ohne Religion, Tugend, Wohlanständigkeit und meine Ehre zu beleidigen, das thun kann, was der Fürst von mir verlangt?

Ihr Urtheil, bester, liebster Freund, mag nun ausfallen, wie es wolle, so können Sie versichert seyn, daß ich mich demselben in allen vollkommen gemäß betragen werde. Uebrigens können Sie glauben, daß ich Ihnen hier die vollkommene reine Wahrheit sage, und so offenherzig mit Ihnen als mit meinem eigenen Herzen umgehe.

Vielleicht ist dieses einiger Bewegungsgrund, meine Sache je eher je lieber in Ueberlegung zu ziehen; und mir Dero wohlgemeinten

ten Rath zu ertheilen. Möchte ich doch, dem Wunsche meines Fürsten gemäß, genau an denjenigen gekommen seyn, welchen er selbst für den vernünftigsten unter unzehligen erkennen, und von der Zahl der Scheinfrommen auszeichnen würde! Ja, ja, dieser Hoffnung lebe ich gewiß.

In wenigen Tagen habe ich doch Ihre geehrte Antwort? Denn Sie wissen ja, große Herren warten nicht gern gar lange auf die Entschließungen der Niedrigen. Leben Sie demnach wohl, mein bester, alter Freund. Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

Gnädiges Fräulein!

Ach um des Himmels willen! nur zu keinem Gewissensrathe: denn niemand ist hierzu so ungeschickt, als ich. Wissen Sie wohl, meine verliebte Schöne, daß Sie mit einem Freygeiste zu thun haben? Und Sie tragen kein Bedenken, diesen in einer Gewissenssache um Rath zu fragen. Jedoch — jetzt besinne ich mich — Dieses ist ja, wo ich nicht irre, vielleicht eben die Ursache, weswegen Sie Ihren Beichtvater nicht um Rath fragen.

Denn der würde Ihnen wahrhaftig aus Schrift und Patribus demonstriren, daß die Absichten, die man mit Ihnen vorhabe, so gefährlich wären, daß man Exempel genug wisse, daß junge Damen von dergleichen Ketzereyen wohl gar manchmal Kinder bekommen hätten. Und ich kann es Ihnen nicht bergen, ich denke beynahe eben so: denn Ihre Fräuleinschaft scheint sich zu ihrem Untergange immer mehr und mehr zu neigen.

Aber hören Sie, im Vertrauen unter uns beyden geredt; sollten Sie wohl ein bischen, oder vielleicht eben so arglistig, als verliebt seyn? Mir scheint es, als ob dieser Verdacht nicht so ganz und gar ungegründet wäre. Wenigstens hätten Sie gegenwärtig die allervortreflichste Gelegenheit, mir einen nicht geringen Tück zu erweisen; wenn ich, vielleicht aus Treuherzigkeit, die Meinung meines Herzens ein bischen zu rein ausbeichtete.

Nun stellen Sie Sich einmal vor, wenn diese etwan so ausfiele: Nein, Gnädiges Fräulein, Sie dürfen ja des Durchl. Fürstens Maitresse nicht werden; denn dieses wäre ein öffentliches Aergerniß vor der ganzen Gemeine; wenn ich Unzucht, Ehebruch, Sodomiterey, Gotteslästerung, und ich weis nicht, wie viele andere abscheuliche Laster mehr, und Himmel

nel und Hölle wider Sie aufführte, Sich dem Willen Ihres Durchlauchtigen Liebhabers nicht zu überlassen; was für einen Dank ich bey diesem verdienen würde, wenn Sie künftig einmal erst so vertraut mit ihm würden, ihm die Heimlichkeiten Ihres Briefwechsels zu offenbahren, oder ihm wohl gar meinen Brief vorzeigten.

Jedoch, die Sache mag immer so kitzlich an sich seyn, wie sie wolle, so soll mich dieses nicht abhalten, Ihnen die Wahrheit so aufrichtig zu schreiben, als Sie sie wissen wollen: denn es wird Ihnen ja bekannt seyn, wie manchmal ich mit dem Fürsten eben so frey umgegangen bin, und ihm meine Meinung von Dingen ungescheut gesagt habe, um die er mich gefragt hat; ob ich gleich vorher wußte, daß sie ihm unmöglich angenehm seyn konnte.

Sie können also in dem folgenden meine Herzensmeinung und Gedanken ziemlich vollständig, so wohl von dem heiligen Ehestande, dem Maitressenwesen, oder demjenigen Verfahren überhaupt vernehmen, dessen sich die Menschen bedienen, wenn sie eifrigst darwider streben, daß ihr Geschlecht nicht untergehen, sondern fortgepflanzt werden soll. — Was ich Ihnen hiervon sage ist mein vollkommener Ernst, und nicht etwan Spaß. Mithin stehe

ich Ihnen für den Beweiß alles dessen, was ich behaupte, wie billig; ohne mich darum zu bekümmern, wie angenehm oder unangenehm Ihnen oder Ihrem Durchlauchtigen Verehrer die Wahrheit seyn möge. Bey so gestallten Sachen mache ich mir auch nichts daraus, ob Sie demselben, in der allergrößesten Vertraulichkeit, entweder dieses Schreiben, oder alle Ihre Heimlichkeiten vorzeigten.

Der Ehestand, die wilde Ehe, das Maitressenwesen, ist die Gesellschaft zwoer Personen verschiedenen Geschlechts, die etwan von ihnen erzeugten Kinder zum Besten des gemeinen Wesens zu erziehen.

Wer der erste Erfinder der Ehestandskunst oder Wissenschaft eigentlich gewesen sey, kann ich Ihnen so eigentlich nicht berichten. Einige halten den Adam dafür; andere behaupten, sie sey seinen Vorfahren schon bekannt gewesen. Andere zerbrechen sich die Köpfe, was für Zufälle vielleicht zu dieser nutzbaren Entdeckung der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, Gelegenheit gegeben haben möchten. Wiederum andere können nicht begreifen, weswegen alle Verehlichten ohne Unterscheid eine solche Einförmigkeit, sonderlich in dem practischen Ehestande, beobachteten, und sind daher schon auf die Gedanken gerathen,

für

für Durchlauchtige Personen ein ganz anders Verfahren auszusinnen, als dessen sich der Pöpel bedienet. Allein, sie haben keinen Beyfall gefunden, und sind allemal desto mehr ausgelacht worden, je sorgfältiger sie, in Betracht des wesentlich Praktischen dieser Wissenschaft, die Götter der Erde von dem Erdpöpel haben unterscheiden wollen. Bey so gestallten Sachen werden auch Sie, Gnädiges Fräulein, Sich zu dieser ehelichen Einförmigkeit eben so wohl bequemen müssen, da Sie einen Fürsten zum Gemahle erlangen, als wenn Sie Sich mit einem Dorfjunker vermählten.

Indem ich aber sage, der Ehestand sey eine Gesellschaft, so müssen Sie auch mit demselben alles dasjenige verbinden, was zu dem Begriffe einer Gesellschaft gehört. In eine Gesellschaft aber treten Personen in der Absicht mit einander, durch ihre vereinigten Kräfte, ihr beyderseitiges Beste um desto eher befördern zu können; weil sie wenigstens glauben, daß dieses ohne eine solche Vereinigung nicht wohl geschehen kann. Wenn also ein Durchlauchtiger Fürst von *** ein Gnädiges Fräulein zu seiner Gemahlinn oder Maitresse verlangt, so glaubt er, ohne sie nicht so vergnügt, oder wohl gar nicht leben zu können: weil er gewisse Vollkommenheiten und Vorzüge an ihr entdeckt zu haben glaubt, deren

Gemeinschaft seinen Zustand ungleich vollkommener, bequemer und glückseeliger machen. Wenn wir also eine Persohn zur Ehe verlangen, so gestehen wir dadurch ein, daß sie solche Vorzüge, entweder des Gemüths, Leibes oder Glückes besitze, deren Gemeinschaft wir uns wünschen; weil wir dadurch glückseeliger zu werden glauben. Woraus den offenbar ist, daß das Verlangen einer Persohn zum Ehestande, keinesweges eine Beschimpfung, sondern die größeste Ehre ist, die man ihr erweisen kann; man mag sie entweder zur Frau oder Maitresse verlangen.

So lange übrigens die Vorzüge des Glücks von der Persohn nicht merklich unterschieden werden, oder wohl gar ein so starkes Uebergewicht über andere Unvollkommenheiten derselben haben, daß man dadurch bewogen wird, sie zur Ehe zu verlangen, kann eine Ehe immer noch glücklich seyn; unterscheidet man aber diese äußerlichen Vorzüge von den innern, nähmlich des Gemüths und Leibes, und übersiehet hundertfache Unvollkommenheiten von dieser Art, blos, um jener nur theilhaftig zu werden; so ist die Sache immer gefährlich genug.

Denn die Gesellschaft ist allemal desto dauerhafter, je dauerhafter die Vollkommenheiten

heiten sind, deren gewünschter Besitz sie veranlasset hat. Sind also die Reichthümer unseres Ehegatten ein Raub der Feinde, der Flammen, oder wohl gar unserer Gurgel geworden; o! so sieht es um das fernere Vergnügen dieses geselligen Zustandes ungemein betrübt aus.

Nicht viel dauerhafter ist dasselbe, wenn der äußerliche Glanz einer jugendlichen Schönheit der einzige Bewegungsgrund derselben gewesen ist: denn weil diese, entweder durch zufällige Krankheiten, gleich einem Schatten, verschwinden können, oder doch ganz gewiß ein Raub der Zeit werden müssen; so ist auch, so zu sagen, erwiesen, daß die Glückseeligkeit einer solchen ehelichen Gesellschaft von gar schlechter Dauer seyn müsse.

Mithin sind die vorzüglichen Gaben des Gemüths, oder eigentlichen Tugenden, dasjenige, worauf die dauerhafte eheliche Wohlfarth beruhet: weil diese nicht nur, gleich den erwähnten Vorzügen, nicht vergänglich sind, sondern immer neue Kräfte und Stärke erlangen. Allein ich wollte doch dieses eben nicht so verstanden wissen, als ob man ohne alle Güter des Glückes in den Ehestand mit einer solchen Gleichgültigkeit treten sollte, ohne sich um sein künftiges Schicksal ganz und gar zu bekümm-

bekümmern: weil hieraus vielfältig solche Folgen entstehen, welche die Süßigkeiten des Ehestandes manchmal ganz verzweifelt eckelhaft machen, und gar vergällen. Siehet man also ein paar in den heiligen Ehestand treten, welche ohnedem in dürftigen Umständen sind; so ist nichts so gewiß, als daß man ihrer schon vorher spottet: weil man sicher voraus siehet, daß sie sich in noch größere Armuth und Unglück stürzen; wenn anders das Schicksal, oder der liebe Gott, nicht zuweilen ein Wunder thut, sie aus diesem zu erretten. Mithin stellet ein feiner Satyricus unserer Zeiten, die eben so tugendhafte als enthusiastische Liebe eines jungen Menschen, der durch die eheliche Verbindung mit seiner Schöne nichts als Armuth zusammen zu bringen weis, mit gar gutem Rechte unter einer ziemlich spöttischen Gestalt vor.

So gewiß es indessen ist, daß solche Leute, bey unserer gegenwärtigen Staatsverfassung, in der That des Spottes werth sind, weil sie sich, wie man sich auch gemeiniglich über sie auszudrücken pflegt, muthwillig ins Unglück stürzen; so mag ich Ihnen doch nicht bergen, gnädiges Fräulein, daß mir die Sache in der That ein bißchen zu wichtig ist, als daß ich Ihnen meine Gedanken nicht etwas ausführlicher darüber mittheilen sollte.

Es

Es muß doch der eheliche Trieb, der menschlichen oder thierischen Natur überhaupt, etwas sehr natürliches seyn, daß er von derselben, allgemein erwogen, nicht wohl getrennet werden kann: denn sonst würde man ihn bey Armen und Reichen nicht ohne Unterscheid, und bey jenen noch mit weit ungleich mehrerer Würksamkeit merken, als bey diesen: denn im Kinderzeugen sind jene gemeiniglich die glücklichsten. Sollen denn aber die, welche zu der Vermehrung und Stärke des Staats das meiste beytragen können, von den Mitteln hierzu eben deswegen am meisten ausgeschlossen seyn?

Merkwürdig ist die Verordnung, welche ein sehr weiser Monarch bey seiner Armee gemacht hat, vermöge welcher kein Subalternofficier eher heyrathen darf, bevor er nicht erwiesen hat, daß er 20000 erheyrathet. Denn man rechnet à 5 p. C. genau 1000 Rthl. nöthigen Zuschuß zu dem Gehalte eines solchen Officiers, wenn er mit seiner Gattinn soll Standesmäßig leben können, ohne, daß er gezwungen wird, Schulden zu machen, welches nothwendig geschehen muß, wenn er weiter nichts hat: und wodurch denn eben diese Verordnung veranlaßet worden ist. Weil sich nun die zwanzigtausend Thalergelegenheiten nicht so häufig finden; so nehmen diese Herren auch

schon

schon zuweilen mit einem bürgerlichen Frauenzimmer von geringem Stande und Vermögen vorlieb. Diese führen ihren Haus- und Ehestand, unter dem Charakter einer Haushälterinn, Demoiselle, Maitresse, wie man sie nennen will, nebst der Kinderzucht, und vermittelst der Zubuße ihres mäßigen Vermögens, ganz ordentlich; lieben ihre Männer gemeiniglich viel aufrichtiger, als unzehlige andere Weiber; denn, wenn dieses nicht wäre, so würde die ehelige Gesellschaft freylich nicht von langer Dauer seyn. Den Vortheil, den der Herr Gemahl dadurch erlangt, ist dieser, daß er nicht einen so standesmäßigen Staat machen darf; und sich seine bürgerliche Gemahlinn des Hauswesens besser anzunehmen weis, als eine seines Standes. Weil es nun verschiedenen dieser Frauenzimmer, besonders wenn sie gegen ihre Männer treu und tugendhaft gewesen sind, und verschiedene Pfänder der eheligen Liebe von ihnen empfangen haben, nachher zuweilen geglückt ist, daß sie würklich geehliget worden sind, nachdem der Herr Gemahl eine Compagnie erlanget; da es denn dergleichen Schwürigkeiten wegen des Heyrathens nicht mehr setzt, weil er alsdenn eine Frau anständig ernähren kann: so hat es diesen Herrn niemals an Gelegenheiten gefehlt, sich mit dergleichen Frauenzimmern, auch von eben nicht

dem

dem geringsten Stande und Eigenschaften, zu verbinden; und sind hierbey gemeiniglich sehr gut gefahren.

Dieses ist ungefähr eins von denen Mitteln, welche man anzuwenden pflegt, um dem natürlichen Triebe zur ehelichen Gesellschaft ein Genügen zu leisten: und, so wie wir sehen, beruhet dieselbe bloß auf der Hoffnung eines nächst bessern Schicksals. Wie sollen es aber diejenigen machen, welche gar keine dergleichen Hoffnung vor sich haben? Hier sind zween Fälle möglich. Man untersagt ihnen entweder das Heyrathen gar durch förmliche Gesetze, (welches denn eben nicht nöthig seyn wird, weil der Schauder vor einem herannahenden elenden Schicksale schon Gesetzes genug ist;) oder man lässet einen jeden auf eine Art heyrathen, wie er will, und überläßt ihn allen betrübten und abscheulichen Folgen des Ehestandes.

Oeffentliche Gesetze zu geben, daß niemand heyrathen soll, wird man denken, sey ja der gesunden Vernunft und natürlichem Gesetze zuwider. Allein diejenigen kennen die Welt noch nicht, oder haben sich wenigstens noch nie die nöthige Mühe gegeben, sie kennen zu lernen; wenn sie ein solches Gesetz nur im geringsten befremdet. Ist denn in vielen Staaten die Verfassung nicht vollkommen von der Beschaf-

fenheit,

fenheit, daß den armen Leuten das Brodessen eben durch diese Staats- oder Regierungsverfassung schon wirklich verbothen ist. Da nun dieses ungleich mehr eben natürlichen Rechten und Gesetzen zuwider ist, wie könnte es einen denn befremden, wenn der Ehestand unter armen Leuten durch öffentliche Gesetze untersagt würde?

Allein, wie gesagt, es braucht gar keines Verboths: ihr künftiges Schicksal, dem sie unverfehlt in den Rachen rennen, ist schon Gesetzes genug: denn wenn sie nur einiges Gefühl der Menschheit haben; so kann es ihnen unmöglich gleichgültig seyn, ihre Weiber und Kinder künftighin darben, und vor ihren Augen und vor Hunger umkommen zu sehen. Mithin werden sie ja so viel Menschenliebe besitzen und niemals heyrathen.

Als Student gieng ich einsmals zu Mittage nach Tische in einem öffentlichen Garten spatzieren, und traf auf der Schwelle unter einem Verdecke, wo Obstweiber feil zu haben pflegen, ein Weibsbild von ferne sitzend an, welche ein sterbendes Kind auf dem Schooße hielt, dessen gebrochene Augen die Mutter mit unverwandtem Blicke anstarreten; das zarte Herz, welches bereits mit dem Tode zu ringen schien, schlug ganz widernatürlich in der Brust;

die

die Mutter aber, welche auf nichts in der Welt zu achten schien, als auf diesen ihren jämmerlichen Gegenstand, hatte denselben schon ganz mit ihren Thränen überschwemmet. Ich erstarrete eine Weile von ferne über diesen kläglichen Anblick, ohne bemerkt zu werden, gieng darauf näher und fragte sie: ob dieses ihr Kind sey, und ob sie zu leben habe? Jenes beantwortete sie mit ja, statt der Beantwortung des letztern aber zeigte sie ihre bloßen Füße. — Ich räumte darauf meine wenigen sechs oder acht Groschen aus, gab sie ihr hin: und statt der Danksagung redete sie ihr Kind an: nunmehr will ich dir auch ein Nößel Bier kaufen. Dieses machte meinen Jammer noch mehr rege. Und weil ich ihr nichts mehr geben konnte, und eben einige Studenten in den Garten kommen sahe, so gieng ich zu ihnen; führte sie aber zu diesem erbarmenswürdigen Gegenstande. Da denn jeglicher unter ihnen aus Mitleiden, nach seinem Vermögen, ihr reichlich gab. Wodurch denn die arme Frau aus ihrer betäubenden Betrübniß in so ferne wieder ermuntert wurde, daß sie uns erzählen konnte: ihr Mann sey ein Soldat bey dem Regimente des Orts gewesen; habe sie aber mit vier Kindern in der bittersten Armuth sitzen lassen, und sey desertirt. Von welchen dieses das letzte sey, welches sie auf eben die Art müßte vor ihren Augen sterben sehen.

Dieser Anblick, wie man leicht glauben wird, wenn man mir wenigstens einige Empfindung zutrauet, machte einen so tiefen Eindruck in mein Gemüth, welcher schwerlich jemals aus meinem Sinne kommen wird; und dessen Folgen diese waren. Anfänglich beschuldigte ich das grausame Schicksal, welches eine ganze Reihe von unschuldigen Geschöpfen schon bis zu ihrer Gruft und Untergange verfolgte; bald darauf hätte ich fast gar die göttliche Vorsehung einer ungöttlichen Gesinnung beschuldiget, und forschte mit allen Gemüthskräften: ob es denn auch wohl wahr seyn sollte, daß jene eine Menge von Menschen und Thieren, ohne einen nöthigen und verhältnißmäßigen Unterhalt, in die Welt gesetzt hätte.

Der geringste Blick aber, den ich nur um mich that, und auf die Einwohner unsers Erdbodens richtete, befreyete die göttliche Vorsicht sogleich von allem Verdachte, als ob sie gegen ihre lebendigen Geschöpfe, in Austheilung ihrer nöthigen Gaben, im allergeringsten spahrsam und karg gewesen wäre. Denn ich sahe ja, daß es unsern Glückskindern recht sauer wurde, ihren Ueberfluß Tag und Nacht zu verschwenden, daß ihnen die stark gewürzten nervenreizenden Speisen, hitzigen Getränke, und unzähligen Ausschweifungen, eine Krankheit nach der andern verursachten; so daß sie mit

der

der Versäumniß ihrer wenigen Geschäfte, und der mit schweren Kosten erkauften Kunst der Aerzte, diejenige geschwächte Gesundheit wieder herzustellen suchen mußten, welche sie mit der allerleichtesten Mühe und Beobachtung mehrerer Mäßigkeit, füglich hätten beybehalten können.

Hätte ich also in dem vorhergehenden die göttliche Vorsicht beynahe einer zu großen Kargheit beschuldiget; so kam mir dieselbe nunmehro gar verschwenderisch vor. Und die Wahrheit, die ich aus beyden Fällen lernte, war die: daß viele Menschen Mangel leiden, kommt nicht daher, als ob die göttliche Vorsicht nicht sattsam für ihren nöthigen Unterhalt gesorgt hätte: sondern weil diese Bedürfnisse nicht unter alle gehörig vertheilt sind. Wenn man noch ein wenig genauer nachdenkt, so wird man ferner inne: daß die Menschen gar mannichfaltige Kunstgriffe, und einer immer noch mehr als der andere, anzuwenden wissen, einen Theil der menschlichen Bedürfnisse entweder aus Arglist an sich zu ziehen, oder auch manchmal, obgleich selten, sie zufälliger Weise erlangen, wie z. E. durch Erbschaft, oder eine andere ähnliche Art.

Die Erlangungsart aber mag beschaffen seyn, wie sie wolle, so wird sehr selten unter

hundert Reichen ein einziger gefunden, welcher mit seinem Vermögen einen solchen Gebrauch macht, als es die allgemeine Menschenliebe, oder auch das Beste des Staats erfordert, dessen Bürger er sich nennet.

Ich kann Ihnen nicht bergen, gnädiges Fräulein, daß der heilige Ehestand eins der allerbequemsten Mittel ist, die zeitlichen Güter ziemlich weit aus dem Gebrauche der Menschen zu entfernen. Denn, wenn höret man wohl, daß ein Frauenzimmer blos wegen ihrer Tugenden und Gemüthsgaben geehliget würde, ohne auf das baare Vermögen desselben zu sehen; wie Sie das Glück haben, hiervon ausgenommen zu seyn.

Wer eine Frau nehmen will, fragt erst, wie viel sie Geld hat: und diese umgekehrt, wie viel der künftige Ehemann entweder baares Geld, Vermögen, oder jährliche Einkünfte habe. Rechtschaffene Gesinnung, Tugenden, Einförmigkeit der Gemüthsart and Sitten, sind alles lauter Nebendinge, auf welche man entweder gar nicht achtet, oder glaubt, es werde sich alles dieses schon geben, wenn nur das Paar erst zusammen sey.

Ist es nun einmal so weit gekommen, daß der Geistliche seinen Segen über beyde ertheilet,

let, und sie können nun nicht wieder von einander, so sehr überdrüßig sie einander auch immer seyn mögen; so ist kein besser Mittel, als die Toleranz, welcher Ausdruck in dem heiligen Ehestande so viel heißt, als eine Art der Rache, oder des Vergeltungsrechts, welches die in der heiligen Ehe Lebenden, entweder wegen der begangenen wirklichen, oder vermeinten Untreue, gegen einander ausüben; und vermöge welcher sich der eine um die Heimlichkeiten des andern entweder gar nicht bekümmern darf, weil er berechtiget ist, sich so stark an dem andern zu rächen, als er will, oder wenigstens eine äußerlich gleichgültige Mine bey allen seinem innerlichen Verdrusse annehmen muß.

Dieses, mein gnädiges Fräulein, sind einige von den Ungemächlichkeiten, welchen der heilige Ehestand meistentheils ausgesetzt ist, und welche von ihm nicht wohl getrennet werden können.

Sie werden mir mit allen rechtschaffenen Gottesgelahrten antworten: Eben dieses sind ja vielmehr die Merkmale des unheiligen Ehestandes; oder Sie werden mich auch fragen: was ich unter dem heiligen Ehestande verstehe. Und ich antworte Ihnen: der heilige Ehestand ist bey mir diejenige priesterliche

unauflößliche Verbindung zwoer in den Ehestand getretener Personen, deren Vorzüglichkeit allemal um desto größer ist, mit je grösserer Ueppigkeit und Verschwendung sie gekrönet, und von je mehrern fetten Mäulern sie gepriesen wird; deren Absicht zwar ganz löblich, die Folgen aber, wegen eben dieser ewigen Verbindung, wo nicht zehnfach ärger, als bey andern Arten der sogenannten wilden Ehe, doch gewiß nicht ein einziges Procent besser sind. Weswegen es denn weit gefehlt ist, daß dieselbe dem innern Werthe nach, wegen dieser äußerlichen meistentheils gemisbrauchten andächtigen Feyerlichkeit, den allergeringsten Vorzug vor einer jedweden sogenannten wilden und tugendhaften Ehe, deswegen haben sollte, weil es dieser sowohl an geistlichen als weltlichen und allen abendtheuerlichen Gauckeleyen überhaupt mangelt.

Die Absichten, die man gehabt hat, als man die eheliche Verbindung durch ernsthafte Gesetze ewig machte, sind unstreitig sehr löblich; denn man wollte nicht, daß die aus der Ehe erzeugten Kinder verlassen werden, und ohne alle nöthige Erziehung seyn sollten: weil man unzähligen Menschen mit Recht gegen ihre Kinder viel weniger Liebe und Billigkeit zutrauete, als den Raben gegen ihre Jungen.

Und

Und es ist auch nicht zu läugnen: man erhält diese löbliche Absicht vielfältig.

Da es aber eben so billig ist, eine Sache, wenn wir von deren Rechtmäßigkeit und guten Folgen urtheilen wollen, nicht bloß von einer Seite zu betrachten; so müssen wir auch sehen, zu was für Folgen eben diese unauflösliche Verbindung nothwendig Gelegenheit geben müsse.

Da man in der ehelichen Gesellschaft gemeiniglich den Zweck hat, durch den gemeinschaftlichen Genuß der Vollkommenheiten des andern, glückseeliger zu werden; so ist nichts so natürlich, als daß sich die Menschen, welchen sonderlich daran gelegen ist, durch dieses unauflösliche Band ihr vermeintes Glück zu machen, ganz ungemein verstellen, und mehrere Vollkommenheiten annehmen, als ihnen eigen sind.

Merkt ein Frauenzimmer, daß der, welcher sich um sie bewirbt, gern eine reiche haben wolle, oder haben müsse; und sie untersteht sich selbst nicht, ihren Freyer mit grober Unwahrheit hinter das Licht zu führen: so weiß sie schon andere Kunstgriffe anzuwenden, die feiner sind. So läßt sie ihm z. E. durch andere zu verstehen geben: man solle gegen sie

oder die Ihrigen sich ja nichts vom Gelde merken lassen, weil sie sonst auf den Argwohn gerathen möchten, der Bräutigam meinte das Geld und nicht die Person: übrigens könne er sich gewiß auf einen ansehnlichen Brautschatz Rechnung machen, u. s. f. Merkt man, daß der junge verliebte Mann eine keusche und tugendhafte haben will, oder er ist wohl gar eifersüchtig; so weis eine Messaline schon, eine so ehrbare und heilige Mine anzunehmen, als ein Kartheusermönch. Kurz, der Betrügereyen, mit welchen die Personen beyderley Geschlechts einander hintergehen, sind so viel, mannichfaltig, und gewöhnlich, daß man mit Wahrheit sagen kann, denenjenigen glücke es am ersten, in den Stand der heiligen Ehe zu gelangen, die es in der Kunst, sich zu verstellen, und ihren Geliebten am ärgsten hinter das Licht zu führen, am weitesten gebracht haben.

Nun stelle man sich einmal vor, wenn ein Paar solche, die einander so recht kunstmäßig hintergangen haben, sich etwan nach acht Tagen, oder höchstens einigen Wochen recht eigentlich und nach allen ihren Umständen kennen lernen. Sollte es ein Trost für sie oder vielmehr ihre allergrösseste Pein seyn, weil sie wissen, daß sie nichts als der Tod scheiden kann? Außer unzählichen Beyspielen, die mir bekannt sind, habe ich eins fast täglich vor Augen,

gen, da ein solches unglückseeliges Paar einander güldene Berge versprochen hatte; sobald sie aber zusammen kamen, äußerte sich von beyden Seiten nichts als Schulden. Der Mann war vor seiner Heirath munter, ansehnlich, die Lebhaftigkeit selbst, jedermann überaus angenehm: und dieses war auch der Bewegungsgrund, weswegen ihn die Alte berückt hatte. Jener ist nunmehro niedergeschlagen, melancholisch, und ein vollkommener Sauertopf. Diese aber weis ihren Zorn noch täglich, ihres Alters ungeachtet, auf eine so lebhafte Art gegen ihn auszulassen, daß ich gute Hoffnung habe, sie wird mit nächstem durch seinen beförderten Tod dem heiligen Ehestand ein Ende machen, sich den dritten Mann nehmen, und diesem abermal einbilden, sie sey durch die beyden ersten reich geworden.

Alle dergleichen höchstschädliche Künste der Verstellung, wodurch die Menschen, welche in den Stand der heiligen Ehe treten wollen, sich sogleich Zeit Lebens unglückseelig machen, so bald sie hineingetreten sind, finden bey einer andern Ehe gar nicht statt: weil der Mann seine Frau sogleich wieder verlassen würde, als er gemerkt, daß sie ihn hintergangen hätte.

Ja was noch mehr, die in einer heiligen Ehe Lebenden werden durch nichts bewogen,

einander mit mehrerer Achtung, Reize und neuen Gefälligkeiten, zu begegnen; sondern wenn es hoch kömmt, so lassen sie es dabey bewenden, daß sie sich nur nicht über der Ausübung eines Lasters, mit Notario und Zeugen ertappen lassen, weswegen sie von einander geschieden werden können. Uebrigens mögen sie sich grob, unanständig begegnen, und einander noch so sehr zur Last werden; so darf sich ein jeder von ihnen beyden nichts daraus machen: denn sie können ja, wegen solcher Kleinigkeiten, nicht von einander geschieden werden.

Bey andern Eheleuten ist dieses nicht. Diese müssen sich viel anders betragen: weil ihre Gesellschaft sonst von keiner Dauer seyn kann: und da sie wissen, daß nichts so sehr vermögend ist, diese dauerhaft zu machen, als wenn sie suchen, einander immer mehr und mehr gefällig zu werden: so haben sie auch mehrere Bewegungsgründe zur Tugend, und werden sich auch derselben mit mehrerem Ernste befleißigen.

Gesetzt aber, sie hätten einander aus Uebereilung, Unvorsichtigkeit, oder auch aus Vorsatze, oder gar durch die Schuld anderer, hintergangen; so behalten sie allemal den Trost, daß wenn sie einander, auch der rechtmäßigsten Ursache wegen, zur Last werden, sie nicht Zeit Lebens

bens an einander gebunden, und eben so lange unglückseelig sind. Sehr leicht wird diese Trennung niemals seyn: denn man stelle sich nur vor, wie schwer es zwoen Personen eingehet, welche mit einander in einer vollkommenen Vertraulichkeit gelebt haben, wenn sie sich von einander völlig trennen sollen. Bey Personen verschiedenes Geschlechts, die einander bisher geliebt haben, ist die Vertraulichkeit nicht nur weit größer; sondern es kommen noch andere Umstände hinzu, welche diese Trennung, wo nicht ganz und gar unmöglich, doch gewiß ungemein schwer machen; und diese vornehmlich in dem Falle, da bereits Kinder vorhanden sind, welche entweder von dem einen oder andern Ehegatten gewiß verlassen werden müssen.

Dieser eben zum Besten geschiehet es, wird man sagen, daß weder göttliche noch bürgerliche Gesetze eine wilde Ehe dulden. Was das erste betrift, so ist es nicht einmal wahr, daß die göttlichen Gesetze die in der Ehe Lebenden auf die Zeit ihres Lebens zu derselben verbinden sollte; was aber die Erhaltung der Kinder anlanget, wird denn der Mann von deren Erhaltung und Erziehung in irgend einem Falle, sobald er sich als Vater derselben bekennet, oder von der Mutter dafür angegeben wird, ausgenommen; wird er nicht angehal-

ten, nach allem Vermögen für dieselben zu sorgen?

Da er hierzu allemal verbunden bleibt, so sollte man immer einem jeden die Freyheit lassen, mit seiner Frau auf eine so lange Zeit einen Ehecontrakt, und überhaupt unter solchen Bedingungen zu schließen, wie sie beyde mit einander eingehen wollen.

Ueber dieses, so giebt es auch unzählich viele Personen, welche, weil sie vor einem solchen Zwange, in welchen sie vielleicht, durch eine mislungene Ehe, die ganze Zeit ihres Lebens versetzt werden könnten, einen solchen Abscheu haben, daß sie sich die meiste Zeit ihres Lebens darauf bedenken, ehe sie sich dazu entschließen wollen; nach unzähligen Ueberlegungen aber das Heirathen lieber gar unterlassen, und zu der Verstärkung des Staats nichts beytragen.

Endlich, so hat man auch viele, welche, nachdem sie in dem Stande der recht wilden oder vielmehr schändlichen Ehe so lange gelebt haben, daß sie niemand mehr darinnen nutzen will, nunmehr anfangen, auf den heiligen Ehestand zu denken, weil sie noch immer glauben, zu diesem gut genug zu seyn, um dadurch, ihrer Meinung nach, wieder ehrlich zu werden.

Nicht

Nicht etwan, als ob ihnen diese Art des Ehestandes vorzüglicher schiene, als ihr zuvor in der That schändlich geführter Lebenswandel, und sie daher zur Erkenntniß gekommen wären; keinesweges, sondern vielmehr, den erstern desto sicherer, und unter dem Scheine einer nunmehro z. E. eheligen Frau, ungescheuter fortzusetzen: denn die vorigen Männer jagten diesen theuren Schatz immer einer nach dem andern fort; dieser aber muß sie behalten; ob ihm gleich seine kleine Familie, kraft der wilden Ehe, noch immer jährlich vermehret wird.

Sollte eine solche theure Seele dem unzertrennlichen heiligen Ehestande wohl wirklich Ehre machen, was meinen Sie, gnädiges Fräulein? ich halte es nicht dafür. Und sehen Sie, dieses sind meine Ursachen, weswegen ich die Erfindung der unzertrennlichen Ehe zwar aus ganz guten Absichten erkläre; aber wahrhaftig bloß aus dieser Ursache gegen Personen, die in diesem Zustande leben, nicht die allergeringste innerliche Achtung mehr habe, als die, welche sich ohne priesterliches Bemühen selbst getrauet haben, sondern ich schätze diejenigen von beyden Paaren am höchsten, welche es wegen ihrer Tugend am meisten verdienen; zu welcher so wenig die priesterliche Copulation, als deren Ermangelung,

das

das geringste beytragen, oder davon entziehen kann.

Indessen denke ich von dieser Meinung zu vorsichtig, als daß ich glauben sollte, es wäre einem Staate zuträglich, den beständigen oder sogenannten heiligen Ehestand ganz und gar abzuschaffen, und eine andere Art desselben einzuführen, dessen Contraktpunkte lediglich auf dem Willkühre der contrahirenden Partheyen beruhete; ob ich gleich nicht nur vollkommen überzeugt bin, daß hierdurch ein Staat um einigemal volkreicher werden würde, sondern auch der auf die ganze Lebenszeit sich erstreckende Ehestand keinesweges aufgehoben würde, weil es allemal auf dem Willkühre der Partheyen beruhete, wie lange sie mit einander contrahiren wollten. Jenes aber bloß aus der Ursache nicht, weil diejenigen Güter, über welche der liebe Gott die Menschen zu Haushältern gesetzt hat, nicht so verwaltet und unter sie vertheilt werden, als es ihnen allerseits vortheilhaft ist. Mithin würde der Staat zwar von Einwohnern wimmeln, allein es würden unzähliche mehr vor Hunger elendiglich sterben müssen, als gegenwärtig.

Weil es aber wirklich an Gütern nicht fehlt, von welchen mehrere Menschen ernährt werden können, welches denn daraus erhellet,

daß

daß schon einzelne Bürger vermögend sind, nicht nur einige, sondern einige hundert Kinder wirklich jährlich zu ernähren; so ließen sich schon noch Vorkehrungen machen, wodurch auch eine größere Menge der Unterthanen erhalten werden könnte. Es dürfte nur der, (wohl zu merken) im eigentlichen Verstande souveraine Landesherr, einem jedweden seiner reichen Unterthanen, welcher entweder keine, oder nicht so viele Kinder hätte, als er ernähren könnte, befehlen, nach Verhältniß seines Vermögens, eine Anzahl armer verlassener Kinder zu adoptiren, oder die zu deren Erziehung in einem öffentlichen Hause nöthige Summe Geldes jährlich zu erlegen; so würde man gewiß inne werden, wie vortreffliche und nützliche Glieder des Staats diese junge Mitbürger seyn würden. Denn die öffentliche Erziehung, da Kinder unter der Aufsicht fremder und gewissenhafter Personen sind, hat allemal vor der Privaterziehung ungemeine Vorzüge. Denn es ist mehr denn zu bekannt, daß die meisten Menschen dem Staate zu einer Last werden, weil sie von ihren unverständigen und von Eigenliebe aufgeblasenen Aeltern durch die Erziehung verdorben sind. Ja man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet: die allermeisten Aeltern seyn zu der Erziehung ihrer Kinder entweder von Natur, oder wegen Mangel der Muße, so ungeschickt, daß es viel besser

wäre,

wäre, wenn ihnen das Geschäffte der Erziehung sogleich, als ihre Kinder das zweyte oder dritte Jahr zurückgelegt, ganz und gar entzogen würde.

Eine solche öffentliche Erziehung würde erstlich den Vortheil gewähren, daß die Kinder durch die sträfliche Nachsicht ihrer Vorgesetzten nicht so leicht verdorben, bey Zeiten, und in Gesellschaft mit vielen andern, und mit mehrerer Lust und Eifer, zu allem Guten, der Menschenliebe, dem geselligen Zustande, Erkenntniß der Welt im Kleinen, und Achtung gegen dieselbe, immer nach und nach angeführet würden. Welche Vortheile gewiß zu wichtig sind, als daß man die öffentliche Erziehung nur bloß in dem Falle gestatten könnte, wenn man die Privaterziehung, wegen der gar zu großen Kosten, nicht leisten könnte.

Nun wollen wir einmal einen vornehmen Mann setzen, dem es an Vermögen gar nicht fehlt, seinen jungen Herrn Hofmeisters, Präceptores, Bedienten in Menge zu halten, die alle Klugheit, Gelehrsamkeit, Kunst und Dienstfertigkeit an ihm verschwenden; so ist es freylich wohl möglich, daß der junge Mensch, weil sich die Lehrmeister unaufhörlich mit ihm placken, mehr Latein und Sprachen lernt, als vielleicht in einer öffentlichen Schule; lernt er

denn

denn aber auch so gute Sitten? O! antwortet man, dieses ist ja eben der größeste Vorzug, den vornehme Leute durch die Privaterziehung erlangen, daß ihre Kinder durch die nicht verdorben werden sollen, die nicht eine so gute Erziehung gehabt haben.

Ich antworte und frage: Hat denn aber auch der junge Herr aus dem Beyspiele anderer gelernt, daß wirkliche Unarten oder Vergehungen üble Folgen und Strafen nach sich ziehen, und ist er mit fremden Schaden klug geworden? Hat er die Welt schon etwas kennen gelernt? Ist er gewöhnt worden, andre Menschen geringern Standes als sich selbst zu lieben? Oder hat man ihm vielmehr gegen alle, die nicht von so vornehmen Stande sind, als er, eine wirkliche Verachtung, oder gar Haß, kunstmäßig beyzubringen gesucht? Ist er angewöhnt worden, die guten Eigenschaften anderer seines Alters deutlich zu erkennen, sie zu schätzen, deren Vorzüge vor den seinigen zu erkennen, um hierdurch gedemüthiget zu werden, wenn ihn der Stolz schwindlich gemacht hat? Ist es dem jungen Herrn möglich, sich auch mit andern, die geringer als seines Standes sind, anständig zu unterhalten, ihre Gemüthsart zu erforschen, und hieraus erlaubte Vortheile zu ziehen?

Man siehet, alle diese Vorzüge von sehr großer Wichtigkeit, sind bey einer Privaterziehung gar nicht möglich. Kommt es hoch, so ist etwan die ganze Bescherung diese, daß der junge Mensch vielleicht etwas mehr in Sprachen gelernt hat; und dieses nur einzig und allein in dem Falle, da seine Privatlehrer mehrere Geschicklichkeit und Klugheit an ihn gewendet, und die Anstalten in den öffentlichen Erziehungsanstalten nichts getaugt haben. Das übrige, was dergleichen eben so abgeschmackte als vornehme Pedanten gemeiniglich zur Hauptsache guten Theils mit zu machen pflegen, sind mehrentheils elende Kleinigkeiten, wie z. E. tanzmeisterartige Stellung der Schenkel und übrigen Knochen, die Verbeugung unter diesem oder jenem Winkel u. d. gl. welche, wenn ja ein großer Theil der zeitlichen Wohlfarth des jungen Menschen darauf beruhete, und er ohne diese unmöglich ein gefälliges Glied der menschlichen Gesellschaft seyn könnte, doch gewiß von der Beschaffenheit sind, daß er sie in einer halben Stunde füglich begreifen kann; ohne daß er eine so sehr lange Zeit und schwere Kosten auf sie verwenden darf.

Gemeiniglich aber ist die betrübteste Folge der Privaterziehung diese: daß ein solcher junger Herr einen Abscheu gegen alle diejenigen

gen bekömmt, die nicht genau nach eben dem Schlage erzogen sind, wie er; daß er elende Kleinigkeiten von ausnehmender Wichtigkeit erachtet; zu nichts weniger geschickt ist, als die Vorzüge anderer einzusehen, zu schätzen, und sein Unvermögen zu erkennen; und endlich nirgends weniger, als in der großen Welt taugt, weil er sie nicht kennet, und sie dennoch künftig einmal soll regieren helfen.

Einen solchen unerträglich stolzen und dabey nach seiner Art ziemlich gelehrten, ungezogenen jungen Menschen habe ich vor einiger Zeit in einer vornehmen und gelehrten Gesellschaft gesehen, da er von den Verdiensten vornehmer Gelehrten mit einer solchen dummen Unverschämtheit zu ihnen dreist ins Gesicht redete, daß die ganze Gesellschaft darüber empfindlich wurde; sich aber aus Achtung gegen seinen vornehmen Vater nichts merken ließ. Nichts desto weniger preißt man den ungezogenen Menschen gegenwärtig als ein Orakel: und es kann ihm gar nicht fehlen, mit nächsten ein vornehmer Staatsrath zu werden. Bey so gestallten Sachen kann man ohngefähr ermessen, wie sehr sich das gemeine Wesen zu freuen hat.

Zuweilen wird diese elende Erziehung noch auf die Weise ein wenig gebessert, wenn ein

solcher Mensch auf die Universität kömmt; allein bey dem oben erwähnten, hat es auf zwoen hohen Schulen wenig oder nichts gefruchtet; weil ihm die Ungezogenheit angeerbt war. Kommt nun zu dem Universitätsleben überdieses noch die väterliche Vorsorge, daß dem Herrn Hofmeister auf das strengste untersagt wird, den jungen feinen Herrn ja in keine andere Gesellschaften kommen zu lassen, als welche genau und abgemessen seines gleichen sind, das feine Frauenzimmer ausgenommen, viel weniger aber auf öffentliche Häuser oder in Gesellschaften zu gehen, wo er, wegen seines vornehmen Betragens, leicht in gefährliche Streitigkeiten kommen könnte; so ist gewiß alle Hoffnung verlohren, daß er jemals ein nutzbarer Mensch werden könne, und nichts so gewiß, als daß, wenn er ja jemals in die Regierung des gemeinen Wesens einen Einfluß hat, er in demselben nichts als lauter Unfug erregen werde.

Einen andern jungen Menschen, ohngefähr von eben der Art der Erziehung, habe ich auf einer Universität gekannt, welcher, sobald er in Bekanntschaft mit verschiedenen wohlgesitteten Studiosis gerieth, in allen, auch den angenehmsten, Gesellschaften, beständig unzufrieden und misvergnügt war; ohngeachtet die Grundlage seines Gemüths in der That sehr

gut

gut war. Bey einer Gelegenheit fragte ich seinen Hofmeister, was dieses zu bedeuten hätte; und er antwortete mir: der junge Mensch sey aus einem kleinen Städchen im Reiche, habe daselbst ein Vermögen an liegenden Gründen von 30000 Reichsgulden. Weil er nun hier die allervornehmste Rolle gespielt, und seit seiner Kindheit an von jedermänniglich, wegen seines großen Vermögens, als ungemein glückselig gepriesen sey; so wären ihm alle und jede Oerter unangenehm oder verhaßt, wo man weniger aus ihm machte; auch die anständigsten Gesellschaften, die aus Personen bestünden, die einigemal reicher wären, als er, und es sich mithin eben nicht einkommen ließen, ihn wegen seines Glückes auf eben die Art zu preisen, als die Leute seines Orts.

Aus dem, was ich eben beygebracht habe, werden Sie leicht ermessen, gnädiges Fräulein, daß eine öffentliche, vernünftig eingerichtete Kinderzucht, nicht nur nicht schädlich oder zu verwerfen, sondern dem Staate sehr zuträglich seyn würde. Und dieses würde etwan eine Verfügung seyn, welche in den Städten ohngefähr auf eben die Art gemacht werden könnte, wie z. E. die sehr heilsam angelegten Brandassecuranz-Anstalten in verschiedenen Ländern.

Was nun das platte Land, oder vornehmlich den reichen Adel auf demselben anlanget, welcher in der That manchmal vielmehr Einkünfte besitzt, als er mit aller angewendeten Mühe verzehren kann; so wäre hier das beste Mittel, daß diese Herren, statt der Kinder, so viel arme Bauern adoptirten, daß jeglicher derselben, nebst der hinterlassenen adelichen Familie, einen so großen Theil ihrer Güter nach ihrem Tode erbten, daß er als ein ehrlicher Mann davon leben könnte.

Endlich, gnädiges Fräulein, so muß ich auf die wichtigste Folge kommen, welche ganz natürlicher Weise aus diesen beyden Gründen fließt, daß 1) die zeitlichen, zur Unterhaltung der Menschen nothwendigen Güter eben so ungleich als widerrechtlich ausgetheilt sind, ohngeachtet an diesen alle ein gleiches Recht haben; und man 2) durchaus keine andere eheliche Verbindung als rechtmäßig, oder gar ehrlich, dulden will, als die vermittelst priesterlicher Copulation auf Zeit Lebens geschlossen ist.

Nun stellen Sie Sich einmal ein armes, elendes, verlassenes Weibsbild vor, welches sich, gleich andern Weibern, auch einmal hat gelüsten lassen, die Gemächlichkeiten des Ehestandes zu empfinden, und nunmehro schwanger

ger ist. Die Herrschaft sagt ihr den Dienst auf; weil sie arm ist, so nimmt sie niemand auf und an; öffentliche Anstalten sind nicht zu ihrem Besten vorhanden; und einige Pflege hat sie dennoch sogleich nöthig, als ihre Stunde zur Geburt herannahet. Sobald sie aber nur jemand unter das Dach genommen hat; so will die Obrigkeit, anstatt sie nothdürftig zu versorgen, noch darzu Geld zur Strafe von ihr haben. Allein, dieses ist noch lange nicht genug; sondern sie muß auch Gefängnißstrafe ausstehen, Kirchenbuße thun, ja gar ein Spott der frevelhaften Gassenbuben werden.

Einsmals reisete ich durch eine Stadt, und bemerkte, ehe ich mirs versahe, einen starken Auflauf auf der Gasse. Als ich genau zusahe, hatte man eine junge Dirne von etwan vierzehn bis funfzehn Jahren in einen Kübel gesteckt, dessen Boden ein Loch hatte, durch welches der Kopf gesteckt war; der Kübel aber, welcher ihr um den Leib, und fast bis auf die Erde reichte, hatte ein solches Gewicht, daß ich mich höchlich wunderte, wie ein so schwaches Weibsbild eine solche Last tragen könnte. Der Kopf war mit einem Strohkranze, Hörnern u. d. gl. und ich weis nicht, womit noch mehr, bekleidet, hinter ihr und den Häschern folgte eine ganze Schaar lüderlicher Gassen-

jungen, welche die Verbrecherinn mit Kothe warfen.

Ich erkundigte mich, was denn dieses unglückseelige Weibsbild für ein Verbrechen begangen hätte, welches eine so unmenschliche Strafe verdiente; und mir wurde zur Antwort, sie habe bey einem Bürger und Fleischer gedienet, der seine Frau habe; von diesem sey sie als ein Kind verführet und geschwängert worden. Nachdem sie nun bereits über ein Jahr im Gefängnisse gesessen; so sey dieses das Ende ihrer Strafe, wenn sie morgen des Tages eben diese Beschimpfung noch einmal ausgestanden habe: und alsdenn würde sie des Landes verwiesen. Als ich auch den andern Tag mich noch an eben dem Orte aufhalten mußte: so gieng diese Lust der Gassenbuben auch in der That von neuem an. Ehe es aber noch bis zu der Landesverweisung kam; so war die Verbrecherinn, unstreitig wegen Mattigkeit, von der Gefangenschaft, Schrecken, ausgestandenen Marter und unaufhörlichen Alteration, schon zu einer Leiche geworden.

Alles dieses, versicherte man mich, geschähe vermöge der strengen Landesgesetze, über welche sehr eifrig gehalten würde; wie ich eben gesehen hätte. Ich erschrak, weil ich gar von Gesetzen hörete: denn ich hatte vorhero geglaubt,

glaubt, es sey das ganze Verfahren aus einem bloßen Muthwillen der Gassenbuben zu erklären. Als man mir aber von mehrern dergleichen Beyspielen sagte, die vor nicht langen Zeiten von eben der Art vorgefallen wären; so begunte ich endlich wirklich zu glauben, daß es unter den Christen, zum Theil, solche Gesetze geben müßte: und ich dachte, es könnten diese vielleicht noch einige Ueberbleibsel von der Erfindung gallsüchtiger Pfaffen aus den mittlern Zeiten seyn, welche, weil sie damals den geist- und weltlichen Stand zugleich guten Theils ausgemacht, den weltlichen Regenten eingebildet haben, diese herrlichen Erfindungen stimmeten mit dem Worte Gottes, der christlichen Liebe, Tugend, äußerlichen Ehrbarkeit und heidnischen Wohlanständigkeit vortreflich überein. Ich bin aber versichert, daß wenn ein Irecoise oder Hottentotte jemals ein solches gesetzmäßiges Spectakel mit angesehen hätte, er vor der christlichen Religion gewiß einen solchen Abscheu bekommen haben würde, daß er niemals wieder einen Bissen Christenfleisch gefressen hätte.

Was sind denn nun die Folgen von dieser so ausnehmenden Strenge, die der Religion so sehr angemessen seyn soll? Diese, daß unzählige Mütter lieber ihre Kinder ermorden, und alsdenn wieder den Tod leiden, ehe sie sel-

bige langsam vor ihren Augen verhungern sehen. So erschrecklich die That an sich ist, daß das Herz einer Mutter gegen ihr Kind so sehr widernatürlich werden kann, so begreiflich wird es einem, wenn man bedenkt, wie einer Mutter zu Muthe werden muß, die ihr Kind verhungern sehen, und dabey selbst verhungern, oder, wenn sie ja dieser Art des Todes annoch entgeht, doch einem solchen Frevel und Beschimpfung ausgesetzt werden soll, die vielen ärger, als der Tod, ist.

Gesetzt aber, man geht mit dergleichen elenden Weibsbildern an einigen Orten nicht so grausam um; so werden sie doch allemal am Gelde gestraft, eben dadurch dem unschuldigen und elenden Wurme so zu sagen die ersten Bissen der Nahrung aus dem Munde gerissen, der Wöchnerinn gleichfalls; und das allerärgste ist, daß sich niemand um ihre Versorgung bekümmert. Wird daher eine wegen solcher That eingezogen; so wird man gemeiniglich diese Entschuldigung hören: sie habe für ihr Kind und sich nichts zu leben gehabt.

Nichts desto weniger läßt man immer einen Kopf nach dem andern herunterschlagen: um keine Blutschulden auf das Land zu laden. Recht löblich! Wenn man aber nur nicht dadurch, daß man auf die Versorgung der Armuth

nicht

nicht achtet, keine doppelte Blutschulden, statt der einfachen, auf sich ladete.

Der hochseelige König in Preußen, **Friedrich Wilhelm**, schrieb einsmals an den geheimden Rath, **Christian Thomasius**, in Halle, und befahl, einen Rath zu ertheilen, wie den häufigen Kindermorden am besten gesteuert werden könnte. Dieser antwortete, als ein von Natur poßirlicher Mann, Ihro Majestät möchten Höchstdero sämmtlichen Unterthanen diejenigen Gliedmaßen abschneiden lassen, womit Kinder erzeugt würden. — Als der König lachte, und verlangte, er sollte ernsthaft zu ihm in einer so wichtigen Sache reden; so lautete die folgende Antwort: Ew. Majestät möchten die Schande hinwegnehmen, mit welcher die Mütter behaftet und bestraft würden, welche keine angetrauete Männer hätten. — Diesem Rathe folgte der König; und man hörte nur selten von Mordthaten an Kindern. Der gegenwärtige **große** und **weise Friedrich** verfährt gegen dergleichen elende noch mit mehrerer Menschenliebe: und nun hört man von keinen dergleichen widernatürlichen Verbrechen mehr, als in denen Gegenden, wo man nur noch recht christlich orthodox, und viel zu geschliffen und gewissenhaft ist, als daß man sich der Armuth annehmen sollte.

Und

Und hiermit rechtfertiget man auch beständig ein jedwedes unmenschliches Verfahren. Denn es heißt: eben diese unsere gesetzmäßige Strenge zeigt, wie sehr wir die Unzucht hassen. Allein es ist zu bedauern, daß zum Besten der im heiligen Ehestande erzeugten Kinder die Anstalten eben so wenig günstig sind: und daß sie nicht eben so wohl, wie die sogenannten unehelichen umgebracht werden, ist bloß die Ursache, weil sich die Mütter keiner Schande zu befürchten haben. —

Jedoch, gnädiges Fräulein, bald hätte ich zu sehr ausgeschweift, und gar vergessen, was ich sagen wollte, und woran Ihnen am allermeisten gelegen war. — Verlangten Sie nicht eigentlich mein Gutachten, ob Sie mit gutem Gewissen eines großen Herrn Maitresse werden könnten? — Und ich antworte Ihnen: ich bin vom Grunde des Herzens überzeugt, daß Sie dieses mit gutem Gewissen werden können. Denn Sie werden leicht aus dem Vorhergehenden ermessen: daß der eigentliche Werth einer Dame nicht von dem Charakter abhänge, ob sie Gemahlinn oder Maitresse heiße, sondern wie genau sie ihren Pflichten nachkomme, die sie ihrem Gemahl oder Verehrer schuldig ist.

Indes-

Indessen werden Sie es, gnädiges Fräulein, verzeihen, wenn ich Ihnen als ein aufrichtiger Freund, nebst meinem Gutachten, annoch einige wenige Regeln ertheile, deren Beobachtung theils Ihr Charakter mit sich führt, theils auch aus Ihren Umständen erhellen wird, daß sie Ihnen heilsam seyn werden.

Weil eine Maitresse oder Gemahlinn diejenige Gattinn eines großen Herrn ist, in deren ehelichen Umgange er sein Vergnügen findet; so folgt, daß sich beyde der ehelichen Treue gleich aufrichtig befleißigen müssen: weil widrigenfalls nichts so natürlich ist, als daß eine solche Verbindung nicht lange dauert, sondern sich wohl gar mit der Ungnade des Gemahls endiget.

Ist diese vornehme Dame aber bloß die eheliche Gesellinn eines großen Herrn, so ist leicht zu erachten, daß sie sich in keine Dinge mischen dürfe, welche eigentlich das Geschäffte der Staatsräthe sind. Ich kann es unmöglich unterlassen, gnädiges Fräulein, Ihnen hier das Muster der weisen und tugendhaften Maitresse des höchstseelig verstorbenen Königs in E*** vorzustellen: Weil eben diese diejenige vortrefliche Dame ist, aus deren Leben ich die Vorschriften eben ableiten wollte, welche ich Ihnen zu einer Nachahmung empfehlen will,

will, wenn Sie mit Ihrem Durchlauchtigen Gemahle einer dauerhaften Glückseeligkeit genießen wollen. Dieses aber um desto mehr, weil Sie sowohl Ihrer Tugenden und vieler anderer Vorzüge wegen, mit ihr in die Parallele gestellet zu werden verdienen; als auch genau auf eben die Weise zu eines großen Herrn Maitresse verlangt werden, wie sie ehedem.

Denn die Gemahlinn des erwähnten Monarchen war seit langen Jahren schwächlich, bettlägerig gewesen: und als ihre Leibes- und Gemüthskräfte beständig abnahmen, so bath sie ihren Gemahl, sich ebenfalls eine Maitresse zu wählen, ohne ihm aber eine vorzuschlagen. Der König richtete sein Augenmerk auf eine wirklich im Ehestand lebende Frau von W***. Als ihrem Gemahle des Königs Wille angezeigt wurde, so war ihm der gedrohete Verlust so empfindlich, daß er wirklich den Gebrauch der Sinne anfänglich verlohr: weil er seine Dame unsäglich liebte.

Diese stellete ihm vor: wenn er sich des Königs Willen gemäß bezeigte, so würde er dessen Gnade erwerben; wenn er sich aber widersetzte, seine Ungnade, und das, was er nicht wollte, geschähe dennoch. Zu diesen Vorstellungen kamen noch einige schmeichelhafte und nachdrückliche Gnadenbezeugungen

des

des Monarchen; der Herr von W*** erlangte eine wichtige Ehrenstelle, wurde mit unsäglichen Geschenken überschüttet, und von allen Vornehmen bey Hofe äußerlich ungemein geschmeichelt. Kurz, die Gnade eines großen Monarchen, Ehrenstellen und Reichthümer waren nicht nur vermögend, des Herrn von W*** Einwilligung zu bewirken; sondern ihn gar zu bewegen, daß er seine bisherige Gemahlinn dem Könige öffentlich in einem Einzuge in L*** selbst zuführete. Welche gar zu große Bereitwilligkeit dem guten Herrn von W*** von dem Pöbel, welcher ohnedem eifersüchtig war, daß der König eine Ausländerinn zu seiner Maitresse gewählt hatte, beynahe in der Carosse übel vergolten worden wäre, woferne er sich nicht bey Zeiten entfernt hätte.

Diese Dame, welcher nachher der Charakter einer Gräfinn beygelegt wurde, hat sich in des Königes Gnade bis an dessen Tod nicht nur vollkommen erhalten; sondern sich überhaupt so vorsichtig, weise und klug bey den allergefährlichsten Gelegenheiten betragen, daß sie sich niemals jemandes Feindschaft zugezogen hat. Den König liebte sie mit unverbrüchlicher Treue, und war bloß darauf bedacht, wie sie ihn vergnügte: weswegen denn derselbe auch bis in sein hohes Alter, fast gar nicht ohne ihr seyn konnte.

Sehr

Sehr oft haben verschiedene durch sie des Königs Gnade gesucht, und sie um ihre Vorsprache bey demselben gebeten, wenn sie etwan in Rechtshändel verwickelt waren; allein sie gab allen zur Antwort: sie habe selbst alle Achtsamkeit anzuwenden, des Monarchen Gnade nicht verlustig zu werden; welches ohnfehlbar geschehen würde, wenn sie sich in Dinge, andern zum Nachtheile, mischen würde, die sie nicht übersehen könnte, und vor sie gar nicht gehöreten.

Nichts desto weniger hat sie sehr vielen blos aus ihrem eigenen Vermögen Guts gethan; oder auch wohl jemanden dem Könige empfohlen, vor dessen Beförderung gesorgt, und sie bewirkt; aber niemals anders, als in dem Falle, da ihr der König ihr Gesuch, ohne jemandes Nachtheil, hat gewähren können: und weil sie in ihrer Fürbitte so vorsichtig und sparsam war; so weis man auch fast kein Beyspiel, daß ihr der König jemals etwas abgeschlagen hätte.

Ein gewisser Candidatus Theologiä, welcher gerade gegen ihrem Palais überwohnte, belustigte sich öfters bey müßigen Stunden mit der Instrumentalmusik auf der Harfe und Queerflöte. Weil nun die Gräfinn von der Musik eine ausnehmende Liebhaberinn, und

selbst

selbst musikalisch war; so hörte sie dieser Musik aus ihrem Fenster manche halbe Stunde zu: und als der geistliche Musikus merkte, daß die Gräfinn darauf achtete; so ließ er sich auch sogleich hören, wenn sie am Fenster erschien. Zuletzt war er so frey, machte ihr seine Verbeugung, und diese wurde gar gnädig erwiedert: wie denn die Dame gegen jedermann ausnehmend liebreich und gnädig war.

Als unser Candidat, einige Zeit nachher, eben unter ihrem Fenster vorbeygieng, aus welchem sie sahe; so ließ sie ihr Brustbild nahe vor ihm herunter fallen. Unser Theolog hob es sogleich auf, küssete es, wickelte es ein; gieng sogleich in ihr Palais, und ließ sich durch den Kammerdiener bey der Frau Gräfinn anmelden. Nachdem er sogleich vorgelassen wird, entschuldiget er seine Freyheit, weil er der gnädigen Frau Gräfinn einen vielleicht unschätzbaren Verlust wieder zustellen wollte.

Diese lächelte und fragte, was er mit ihrem Bildnisse gemacht hätte. Und er entschuldigte sich, es nur auf der unrechten Seite geküsset zu haben. Die Gräfinn bewundert die Entschlossenheit des Geistes und Civilität; bittet ihn, sich niederzulassen; läßt ihm ein Glas Wein reichen; erkundiget sich nach

seinem Herkommen, Erziehung, Geschicklichkeit, und weswegen er noch nicht befördert sey, weil sie allerdings vermuthete, daß er es verdiente.

Als sich nun der gute Mensch, wie mehrere, mit dem Mangel der Gönner entschuldigte und beklagte; so versprach sie ihm, sogleich bey des Königes Majestät seiner bestens zu erwähnen, und um seine Beförderung zu bitten. Sobald dieses an eben dem Tage über der Tafel geschahe, bey welcher denn die Gräfinn die artige Lebensart und das polie Wesen ungemein rühmete; so schickte der König einen Befehl an das Consistorium, den Candidaten zu examiniren, und wenn er tüchtig befunden würde, sobald als möglich wohl zu versorgen: welches denn auch, diesem Befehle gemäß, in wenigen Wochen geschahe.

Ohngeachtet diese kurze Schilderung schon genug seyn möchte, Ihnen, gnädiges Fräulein, das vollkommenste Muster vorzustellen, nach welchem Sie Sich sicher bilden können, und bilden müssen, wenn es Ihnen um Ihre dauerhafte Glückseeligkeit ernstlich zu thun ist; so muß ich doch noch eine einzige Regel der Klugheit hinzufügen, welche zwar in dem vorherangeführten Muster gleichfalls enthalten ist, die Sie aber vielleicht nicht daraus abstrahirt

strahirt haben werden, weil man schon die Welt so ziemlich genau kennen muß, ehe einem dieselbe deutlich in die Augen fällt. Sie ist diese.

Der Bigotte und unvernünftige Pöbel, wie auch viele andere, die diesem dem innerlichen nach gleich, dem äußerlichen nach aber noch so weit von ihm unterschieden seyn mögen, werden einer Maitresse niemals eben diejenige Hochachtung erweisen, welche ihr eben sowohl als einer wirklichen Gemahlinn gebühret, wenn gleich beyde von eben dem hohen Stande sind. Denn der Unverstand verbindet allemal mit dem Charakter einer Maitresse eine gewisse sträfliche Lebensart, welche in ihm die einer Maitresse auch noch so sehr gebührende Hochachtung ungemein vermindert.

Will daher diese eben die Achtung fordern, wie eine copulirte Dame, so beleidiget sie die Unverständigen allemal, oder macht sie wenigstens stutzig. Diese Denkart war jener klugen Gräfinn mehr denn zu wohl bekannt. Sie konnte sich daher zu den gemeinsten Leuten auf eine solche Art herunterlassen, und sie durch ihre Leutseeligkeit dergestalt schmeicheln, daß sie sie nothwendig gewinnen und Liebe bey ihnen erlangen mußte. Hierdurch wurde der Unverständige wenigstens auf den Gedanken ge-

führt: sie giebt sich nicht höher aus, als sie wirklich ist. Und Sie können nicht glauben, gnädiges Fräulein, wie viel der vornehmere durch die gegen den Pöbel äußerlich angenommene Demuth erwirbt.

Uebrigens wünsche ich Ihnen vom Grunde des Herzens, daß Ihre bevorstehende Verbindung mit einer dauerhaften und ununterbrochenen Glückseligkeit begleitet werden möge. Hierzu wird ungemein vieles beytragen, wenn Sie mit unermüdeter Ehrfurcht und Liebe gegen Ihre schwache aber sehr großmüthige Fürstinn fortfahren, welcher Sie ein so großes Glück zu verdanken haben, daß Sie mit nächsten die wohlverdiente Achtung und den wirklichen Werth einer Fürstinn erlangen. In welchem Wunsche und Geständniß ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Mein Herr!

Das kleine Traktätchen, **Geschichte der Herzoginn von Ahlen**, welches Sie zu mehrern malen von mir verlangt haben, ist in der That, bey uns wenigstens im Hannöverschen, sehr rahr: welches daher kommt, weil es bey harter Strafe confiscirt wurde, sobald

es

es herauskam; in auswärtigen Büchercatalogis habe ich es mehreremal bemerkt, und bey dieser Gelegenheit kommt man öfters ohne sonderliche Kosten darzu, weil der Inhalt desselben Auswärtige weniger interessirt, als uns. Sollte ich es auf diese Art erlangen können, so werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen damit zu dienen. Vor einigen Jahren hat es sich jemand von mir ausgebeten, ich habe aber vergessen, wer, und seitdem habe ich es nicht wieder gesehen.

Indessen ist es mir lieb, daß ich die Begebenheiten dieser unglückseeligen Prinzessinn so ziemlich genau weis, und um desto mehr, weil ich Ihnen Nachrichten ertheilen kann, die ich von glaubwürdigen Personen bey Hofe erfahren habe, welche zu der Zeit des letzten Herzogs von Celle, als des Vaters dieser Prinzessinn, gelebt haben, und über ihre ganze Geschichte ein ziemliches Licht verbreiten.

Sie war, wie Ihnen bekannt ist, das einzige Kind des letzten Herzogs Wilhelm, und mithin auch die einzige Erbinn des erwähnten Herzogthums. Das Andenken dieses Prinzen ist noch bis auf diese Stunde bey seinen Unterthanen zu sehr in Seegen, als daß ich mir nicht ein Vergnügen daraus machen sollte, Ihnen von dem preiswürdigen Charakter dieses

ses Herrn, dessen Lebensgeschichte allen Prinzen füglich zu einem Muster dienen kann, nicht einige nähere Nachrichten ertheilen sollte. Denn worinnen empfindet man wohl mehrere Beruhigung, als wenn man die Beyspiele ächter Tugend, Prinzen und Regenten empfehlen kann, deren Denkart und Handlungen in die Wohlfahrt, nicht nur ihrer Unterthanen allein, sondern unzähliger Menschen überhaupt, einen ungemeinen Einfluß haben?

In diesem Herrn war ein durchdringender Verstand, die vernünftigste Religion, aufrichtigste Menschenliebe, besonders gegen seine glückseeligen Unterthanen, auf das vollkommenste mit einander vereiniget. Nichts liebte er so sehr, als die reine Wahrheit, sie mochte lauten und in einer Tracht erscheinen, in welcher sie wollte. Diese zu finden, hat er sich zu dem allergeringsten seiner Unterthanen öfters auf eine solche Art heruntergelassen, wie man sie nicht leicht einem Prinzen zutrauet. Er gieng in verstellter Kleidung in die Hütten der Niedrigsten, unterhielt sich mit diesen, ohne erkannt zu werden, erforschte die Ursachen ihrer Dürftigkeit, ohne daß seine Gemahlinn erfuhr, wo er geblieben war, und öfters nicht wenig Besorgniß empfand. Kam er wieder nach Hofe, so sann er auf Mittel, und ruhete

nicht

nicht eher, bis er diese ausfindig gemacht, und die Umstände der Elenden verbessert hatte.

Zuweilen traf er Lasterhafte an, die sich durch eigene Schuld ins Verderben gestürzt hatten; und diese waren eben so wenig von seiner gnädigen Fürsorge ausgenommen. Denn er zeigte ihnen Mittel, sich ehrlich zu nähren, verschaffete ihnen die Gelegenheit: und dachte vielmehr, das Laster auszurotten, als es zu bestrafen; dieses aber geschahe alsdenn erst, wenn er zu jenem gar keine Hoffnung mehr hatte.

Hierdurch lernte er seinen Staat und Unterthanen so genau kennen, als es einem jedweden löblichen Regenten immer nöthig ist, welchem die Wohlfarth derselben so sehr am Herzen liegt, als ihm: und öfters entdeckte er durch diese Sorgfalt in dem Zustande derer, welche in Rechtshändel verwickelt waren, solche Geheimnisse, welche den Rechtssachen einen ganz andern Ausgang gaben.

An allen Schmeichlern empfand er den rühmlichsten Abscheu, und achtete diese desto gefährlicher, je mehr sie eines solchen Lasters verdächtig waren. Da sich also jedermann so sehr fürchten mußte, die Sache und Gerechtsame der Elenden zu verdrehen, indem der Re-

gent in eigner Person der Wahrheit so genau nachforschte, und dessen gerechte Ahndung erwarten mußte; so kann man auch mit Wahrheit sagen, daß unter seiner rühmlichen Regierung Recht und Gerechtigkeit so sehr beobachtet worden ist, als es nur die Unterthanen eines löblichen Regenten wünschen können. Wie kann man aber dieses erwarten, wenn sich der Regent um den Zustand derer nicht bekümmert, deren Wohlfarth ihm anvertraut ist; oder bereits von seiner Jugend an einen Abscheu und Ekel empfunden hat, die Umstände der Elenden und Dürftigen, zu erfahren? Wenn ihm die eigennützigen Absichten derer, mit welchen er beständig umgeben ist, den Zustand seines Staats auf einer ganz andern Seite vorstellen, als er wirklich ist; und er glaubt, seiner Pflicht alsdenn schon ein vollkommenes Genüge geleistet zu haben, wenn er diesen in aller Treuherzigkeit glaubt, und sie die Vorschriften seiner Verfügung sind? Ist es also nicht die allererste Regel, welche ein Regent zu beobachten hat, den Zustand seines Staats und der Unterthanen erst genau zu erforschen, bevor er auf dessen wirkliche Wohlfahrt denkt?

Sie werden denken, liebster Freund, die Tugenden der Fürsten sind gemeiniglich aus der Ursache den Niedrigern um desto mehr ein-

leuch-

leuchtend, weil der Glanz der Hoheit sie zu sehr erhebt, als daß sie in den Augen derselben einen Abdruck des eigentlichen Wesens machen könnten; und mithin vermuthen, ich sey vielleicht für die Eigenschaften eines unsträflichen Prinzen zu sehr eingenommen, als daß ich fähig wäre, Ihnen dieselben in ihrer eigentlichen Gestalt zu schildern; und verhielte mich daher gleich einem Romanenschreiber, welcher zwar eine wahre Geschichte zum Grunde legt, aber diese mit solchen Abentheuern vorstellet, daß sich das wahre Bild in einem solchen Aufzuge, wo nicht gar verliehrt, doch dergestalt unkenntlich wird, daß es zu nichts nützt.

Ich achte mich dahero verbunden, wenigstens ein paar mit lebendigen Urkunden bewiesene Beyspiele aus der Lebensgeschichte dieses Herrn beyzubringen, aus welchen Sie von dem Charakter desselben Selbst urtheilen mögen. Diese mögen eigentlich darzu dienen, zu zeigen, wie sehr dieser Herr Verstand und ein rechtschaffenes Herz geehrt, geliebt, und sie ohne Ansehen der Personen, aus ihrer unverdienten Niedrigkeit, hervorzuziehen gewußt hat, und bemühet gewesen ist. Worauf aber beruhet die Wohlfahrt eines Staats mehr, als auf dieser Gesinnung des Regenten; und was ist ihr nachtheiliger, als wenn die wichtigsten Ehrenstellen Erbtheile sowohl der laster-

als tugendhaften Nachkommen der Mitregenten des Staats werden?

Als ich vor geraumer Zeit in Celle einige meiner Bekannten besuchte, so bemerkte ich ein gewisses Gemälde, vielleicht schon an dem dritten oder vierten Orte; welches mich denn neugierig machte, zu fragen, was es zu bedeuten hätte. Man berichtete mich: Der letztverstorbene Herzog sey, seiner Gewohnheit nach, einsmals ganz allein auf dem Lande in bürgerlicher Kleidung spatzieren gegangen, und habe bey einer Heerde Schaafe einen Schäferjungen ganz nackend, ohne etwas über dem Leibe zu haben, als ein Hemd, bitterlich weinend angetroffen, und sich mit demselben genau in der Stellung und den Ausdrücken unterhalten, wie sie hier auf dem Gemälde abgebildet und geschrieben stünden. Der Inhalt war dieser. Der Herzog sagte zu dem Knaben: Junge du weinst ja! — Daß ich nicht lache, seht ihr wohl. — Hat dir der Wolf etwan ein Schaaf genommen? — Daß er mir keins gebracht hat, könnt ihr wohl denken. — Junge du bist ja ein Schelm! — Herr es ist noch nicht Abend, ihr könnt auch noch einer werden. —

Der Herzog bewundert die Gegenwart des Geistes in einer so elenden Creatur, geht darauf

auf zu dem Schäfer in seine Hütte, giebt sich zu erkennen, und fragt, wie er zu dem Knaben gekommen sey. Dieser antwortete, er habe ihn als ein Bettelkind und von jedermann verlassen, von der Straße, auf sein Flehen, auf und angenommen, damit er nicht verhungern möge, und brauche ihn darzu, die Schaafe zu hüten, die er ihm auch wohl in Acht nähme; er selbst habe nicht so viel, daß er ihn kleiden könnte. Der Herzog giebt also dem Schäfer Geld zur Kleidung; befiehlt, daß er den Knaben auf seine Kosten nach Celle in eine Schule schicken, und ihm jegliche Vierteljahre genaue Nachricht gegeben werden sollte, wie er in guter Erkenntniß zunähme.

Als sich hier die Naturgaben des Knabens in kurzer Zeit dergestalt entwickelt, daß sie die allgemeine Bewunderung seiner Lehrer nach sich gezogen, und diese dem Herzoge diese Nachricht, zu dessen ausnehmender Zufriedenheit, gebracht haben; so hat ihn der Herzog bald in eine andere Schule geschickt, wo die schönen Wissenschaften getrieben werden. Als er auch hier in kurzer Zeit alle seine Mitschüler übertroffen, so ist er bald darauf nach zweyen Universitäten, und zuletzt einige Jahre auf Reisen gegangen: wo er denn als ein so brauchbarer Mann wieder zurückgekommen ist, daß ihn der Herzog, nachdem er verschiedene Ehrenämter

rühm-

rühmlichst verwaltet, zu seinem geheimen Sekretair gemacht, und ihm die allerwichtigsten Sachen anvertrauet hat; welche er auch jederzeit mit einer solchen Klugheit, Treue und unermüdeten Arbeitsamkeit behandelt und ausgeführt, daß er sich in des Herzogs Gnade bis an dessen Tod, beständig erhalten, und welcher ihn daher nicht leicht einen Tag hat entbehren können. —

Eben dieser Freund fügte noch hinzu: er habe diesen vortreflichen Herrn noch von Person gekannt, und sehr oft die hohe Gnade gehabt, sich mit ihm zu unterreden. Bey diesen Fällen habe er mit den geringsten Bürgern, wie ein Freund mit dem andern, geredet, und allen äußerlichen Unterschied des Standes bey Seite gesetzt, außer daß sich die Hoheit seines Geistes nie habe verbergen lassen. Er sey jederzeit so leutseelig und gnädig gewesen, daß er sich nach seiner Mitbürger Hauswesen so gar erkundiget, und ihnen in Fällen guten Rath ertheilet, von welchen man gar nicht geglaubt habe, daß sie ein großer Herr in Betracht zöge.

Weil er über nichts ein so ausnehmendes Vergnügen gehabt hätte, als wenn er sich habe erinnern können, Verstand und Tugend aus der Niedrigkeit und Verachtung hervorgezo-

gen,

zen, und überhaupt etwas löbliches verrichtet zu haben; so habe man diese Begebenheit, und andere dergleichen ähnliche mehr, auf seinen Befehl malen müssen; ihn in seiner bürgerlichen Kleidung, wie er dastünde, und vollkommen wohl getroffen sey, den nackenden Jungen nebst seiner Heerde Schaafe, und der mit ihm gehaltenen kurzen Unterredung. Auf dem Schlosse fände man in einem besondern Gemache, mehrere solche Gemälde; und wenn sich der höchstseelige Herr ein heimliches Vergnügen habe machen wollen, so habe er sich in dieses Gemach einige Stunden eingeschlossen; am allerangenehmsten aber sey es ihm gewesen, wenn er die Copien von diesen Gemälden in den Häusern seiner Bürger angetroffen hätte. — Wenn man übrigens mit den ehrwürdigen Greisen aus Celle, welche diesen Herrn noch gekannt hätten, eine Unterredung von ihrem letzten Herzoge anfienge, so stiegen ihnen die Thränen in die Augen, ob sich gleich niemand über die gegenwärtige Regierung beschwehrete. Und mir deucht, dieses sind die dauerhaftesten Denkmäler, welche von der Größe eines Regenten unwidersprechlich zeugen; zu wünschen wäre es, daß sich alle auf diese Weise zu verewigen suchten.

Die zwote lebendige Urkunde, liebster Freund, welche ich Ihnen von der wahren

Größe

Größe dieses Herrn zu liefern versprochen habe, ist der Ursprung des berühmten Hauses derer von Stiquenelli, eines französischen Geschlechts, dessen Entstehungsart nicht im allergeringsten prächtiger ist, als des vorhergehenden. Es hat damit folgende Bewandniß.

Nachdem dieser Herr als Erbprinz von Celle, Italien und Frankreich durchgereiset, sich an dem Hofe Ludewig des Vierzehenten eine geraume Zeit aufgehalten hatte, wieder aus Paris ab und nach Celle reisen, eben in den Wagen steigen und fortfahren wollte; so näherte sich ein Bettelknabe zu ihm in einer ganz erbärmlich zerlumpten Kleidung, ohne Schuhe und Strümpfe, in einer rauhen, nassen und kalten Witterung, vor Hunger und Kälte fast aufgerieben, und sprach den Prinzen um ein Allmosen an.

Dieser erbärmliche Anblick rührte das von Natur mitleidige und gutthätige Herz des Prinzen dergestalt, daß er, anstatt ihm eine Kleinigkeit zu geben, ihm einen Louisd'or reichte. So wie sich der Bettler für ihn aus Dankbarkeit neigte, zugleich seine Gabe genau betrachtete, und bemerkte, daß es ein Goldstück war, so sagte er zu dem Prinz: Sie haben Sich vielleicht geirret, gnädigster Herr, denn dieses ist keine Gabe für einen Bettler, sondern ein

Louis-

Louisd'or, und war im Begriff, ihn dem Prinzen wieder zu überreichen. — Dieser antwortete ihm in einem gnädigen Spaße: ist dir dieses zu viel, mein Knabe, so gieb mir das übrige wieder heraus; lächelt ihn an, setzt sich aber sogleich in den Wagen, und fährt fort.

Kaum ist der Prinz aus Paris, so sagt er zu seinem Oberhofmeister: es gereuet mich, daß ich mich dieses Knaben nicht besser angenommen habe; nicht sowohl, weil sein Zustand sehr erbärmlich war, sondern weil ich gewiß glaube, unter diesen elenden Lumpen ist das edelste Herz verborgen: denn die rechtschaffene Gesinnung des Herzens muß da in einem vortreflich hohen Grade anzutreffen seyn, wo man in solchen Umständen, durch eine sehr leicht zu entschuldigende Verschwiegenheit, dennoch den Eigennutz verläugnet, und dasjenige wieder herausgeben will, welches zu behalten, uns die äußerste Nothwendigkeit gebiethet; sondern das Herz lieber den Körper will zu Grunde gehen lassen, als die allergeringste sträfliche Untreue begehen.

An eben diesen Vorfall denke ich mit Ew. Durchl. zugleich, erwiederte der Oberhofmeister, und ich kann nicht läugnen, daß mich derselbe ungemein gerührt hat. Hätte ich diesen Menschen eher kennen gelernt, oder wüßte,

wo

wo er anzutreffen wäre, so hätte ich Ew. Durchl. Gnade für ihn erbitten mögen, ihn zu versorgen: denn ein Beyspiel eines so sehr uneigennützigen Herzens ist mir noch nicht vorgekommen. Weil es aber unmöglich ist, ihm nunmehro noch Wohlthaten zu erweisen, wenn Ew. Durchl. gleich bereit wären, ihn wieder vor sich kommen zu lassen, indem man ihn unmöglich wird ausfindig machen können; so wird es am besten seyn, wenn Ew. Durchl. in einem ähnlichen Falle in Bezeigung Dero Gnade entschlossener sind. Dessen können sie versichert seyn, erwiederte der vortrefliche Prinz, daß ich niemals eine solche Gelegenheit, Wohlthaten zu erweisen, wieder werde vorbeygehen lassen: denn ich verspühre eine Art der reuenden Empfindung in mir, welche nicht die angenehmste ist.

Als indessen beyde in diesen und andern ähnlichen Betrachtungen und Unterredungen von Paris fortreiseten; so war der Bettelknabe den Augenblick, so bald der Prinz zu ihm aus Spaß gesagt, er sollte ihm den Rest wieder herausgeben, in das nächste Gewölbe geeilet, hatte sogleich den Louisd'or wechseln lassen, einen Dreyer davon zurückgenommen, den Rest eingewickelt, und war mit demselben den Wagen nachgeeilet.

Weil dieser aber sehr schnell fuhr, so war er bereits über eine Meile von Paris entfernt, ehe ihn der Knabe einholen konnte. Sobald er aber so nahe hinter demselben war, daß er dem Kutscher zurufen konnte; so fieng er ein ganz erbärmliches Geschrey an: halt! halt! oder ich stürze und bin des Todes. Der Prinz war gleich begierig zu wissen, was dieses zu bedeuten hätte, und befahl dem Kutscher, sogleich stille zu halten.

Ganz aus dem Odem gelaufen, vom Schweiße, Kothe und Moder erbärmlich zugerichtet, näherte sich dem Wagen eben dieser Gegenstand ihrer beyderseitigen Erbarmung, mit weit ausgestreckten beyden Händen das Papier mit dem Gelde haltend, und den mehrmals unterbrochenen Worten: ach! ::: gnädigster Herr, ::: vielleicht wären Sie nimmermehr ::: wieder nach Paris gekommen, ::: und ich hätte einen so wohlthätigen Herrn betrogen, ::: wie Sie sind. Hier haben Sie, was ich Ihnen schuldig bin ::: der Himmel vergelte Ihnen die mir erzeigte Wohlthat, und gebe Ihnen Glück auf Ihrer Reise. —

Mit diesen Worten hielt er dem Prinzen das Geld beständig mit beyden ausgestreckten Händen zu. — Um des Himmels willen! erwiederte der Prinz, dieses Geld habe ich dir

ja geschenkt, weil ich sahe, daß du ein Kleid höchst nöthig hattest; und wenn dieses auch nicht gewesen wäre, so kann ich noch zehnfach so viel entbehren, als du da hast, ohne daß ich es merke. — O nein, gnädigster Herr, alle meine Wohlthäter wissen, daß ich niemals mehr als einen Dreyer von dem behalte, was sie mir schenken, sondern das Uebrige, was sie durchaus nicht wieder annehmen wollen, denen gebe, die gebrechlich und noch elender sind, als ich. Was aber meine Kleidung anlanget, so habe ich den lieben Gott schon seit einem ganzen Jahre täglich angeflehet, daß er ein mitleidiges Herz erwecken wolle, welches mich damit beschenkte; und ich bin gewiß versichert daß ich eins erhalte, ehe noch der Winter einmal recht angeht.

Dem Prinzen stunden die Thränen in den Augen, vor Mitleiden gegen ein so tugendhaftes Herz in so elenden Umständen, und fuhr fort: Höre mein Sohn! wie heißest du? — Stiquenelli. — Willst du mit mir nach Deutschland reisen, und mir ehrlich und treu dienen; so sollst du satt Essen, Trinken und auch ein Kleid haben. — Ach! ja, ja, gnädigster Herr, bey wem könnte ich besser verwahrt seyn, als bey einem so großen Wohlthäter, als Sie sind. Nehmen Sie mich aber mit, und geben mir Essen, Trinken und ein

Kleid,

Kleid, so brauche ich ja um desto weniger Geld, und hielt es dem Prinzen abermal so lange zu, bis dieser ihm befahl, es einzustecken. Hierauf mußte er zu ihm in den Wagen steigen, und ihm so lange von seinen Angehörigen erzählen, bis er, der Prinz, an die nächste Station kam; wo er ihm sogleich ein altes Kleid nebst allem Zugehör kaufte, ihn reinigen ließ, und in seinem Küchenwagen mit sich nach Celle nahm. Die ausgezogenen Lumpen aber befahl der Prinz, sorgfältig zu verwahren, ohne, daß ein Stück davon wegkäme, sie besonders in ein Behältniß einzuschließen, und ebenfalls mit nach Celle zu nehmen. Die Ursachen, welche dieser eben so weise als mitleidige Prinz hierzu hatte, werden im folgenden erhellen.

Sobald der Prinz in Celle anlangte, ließ er ihn, wie den Vorgehenden, in die Schule gehen, wo er denn ebenfalls ganz vortrefliche Gemüthsgaben zeigte, und es in Erlernung der schönen Wissenschaften allen seinen Mitschülern ungemein zuvorthat. Die vornehmsten seiner guten Eigenschaften waren eine ungefärbte Aufrichtigkeit gegen jedermann, besonders gegen seinen Prinz und großen Wohlthäter, welchem er seine eigene Schwachheiten und Fehler nicht verschweigen konnte. Gegen die Armen hatte er ein ungemein mitleidiges Herz, und er ließ nicht leicht einen von sich, oh-

ne ihn vergnügt zu haben. Uebrigens merkte unser Stiquenelli, weil er sehr viel bey Hofe war, sich die Hofmanier sehr bald, nahm dieselbe immer nach und nach so gut an, daß jedermann sich über ihn wunderte, und nimmermehr geglaubt hätte, daß er eines solchen Ursprungs gewesen wäre, als er wirklich war.

Nachdem der bisherige Erbprinz zur Regierung gekommen war, so konnte er niemanden lieber um sich leiden, als seinen Stiquenelli. Denn die Lebhaftigkeit seines Geistes, der ausnehmende Fleiß, mit welchem er die natürlichen Gaben ausgebessert, indem der Herzog alles dasjenige an ihn gewendet hatte, wodurch solches nur erhalten werden kann, hatten ihn bey dem Herzoge dergestalt angenehm gemacht, daß er gar nicht ohne ihm seyn konnte. Durch ihn erfuhr der Herzog alles, was bey Hofe vorgieng, besonders, woran ihm am meisten gelegen war. Mithin unterstund sich niemand, etwas vorzunehmen, was der Herzog nicht hätte wissen dürfen. Bey allem diesen aber war Stiquenelli kein Lügner und Verläumder; sondern er scheuete dieses Laster ungemein, und hütete sich auf das sorgfältigste, dem Herzoge niemals etwas anders vorzutragen, als welches die reine Wahrheit war: denn hätte dieser Herr jemals das Gegentheil an ihm gemerkt, so wäre er gewiß seiner Gna-

de

de verlustig gewesen; weil er nichts so sehr hasste, als Unwahrheit, und alle Verstellung des Herzens überhaupt.

Nachdem Stiquenelli durch Geschenke des Herzogs, dessen ausnehmende Gnadenbezeugungen, Heyrath und andere erlaubte Mittel, die ihm das Glück zugewendet hatte, reich, groß, und endlich in den Adelstand erhoben war; so zog ihn der Herzog auch fast allen bey Hofe ohne Unterschied vor. Denn niemand war geschickter, den Herzog besser zu unterhalten, als er: weil die Freymüthigkeit des Geistes, die ungemeine Bereitwilligkeit in den wichtigsten Diensten seines Herrn, und unaufhörliche Abwechselung in den Unterhaltungen, ihn seinem Wohlthäter dergestalt unentbehrlich gemacht hatten, daß dieser unmöglich einen Tag zubringen konnte, ohne ihn um und neben sich zu haben.

Zu den wenigen Ergötzlichkeiten, die der Herzog liebte, gehörte das Kartenspiel. Weil sich nun der Herr von Stiquenelli hiermit unzemein wohl zu behelfen wußte, so war er täglich mit dem Herzoge in Gesellschaft beym Spiele, und dieser machte sich ein Vergnügen daraus, wenn seine Spielgesellschaft von ihm gewonnen hatte, und sich recht vergnügt beurlaubte.

So wie aber diejenigen Gemüther ungemein selten sind, welche ein gar außerordentliches Glück ertragen können, welchem sie völlig im Schooße sitzen, ohne daß ihr Geist darüber schwindlich werden sollte; so geschahe es auch, daß dem guten Stiquenelli entweder diese Schwachheit anwandelte, oder es aus einer Uebereilung, Nachläßigkeit, einem ihm natürlichen flatterhaften Wesen, schiene, als ob durch den täglichen Umgang mit seinem Herzoge und Wohlthäter, die schuldige Devotion immer nach und nach vermindert zu werden begunnte. Denn er hatte ein paarmal gegen den Herzog beym Spiele Ausdrücke gebraucht, welche derjenigen Ehrfurcht durchaus nicht gemäß waren, die er diesem schuldig war. Der Herzog war zwar darüber aufmerksam und ernsthaft geworden, Stiquenelli aber nicht; sondern glaubte vielleicht, der Herzog könne und dürfe ihm überhaupt nichts mehr übel nehmen.

Indessen hatte doch der eben so weise als gnädige Prinz befohlen, daß man seinen alten Bettelhabit wieder hervorsuchen, und in das nächste Zimmer, wo der Herzog seine Assemblee hielt, und zu spielen pflegte, hinhängen sollte, damit er sogleich in Bereitschaft wäre, wenn er ihn nöthig hätte.

Nach-

Nachdem sich der Herzog an eben dem Abend nebst seiner Gesellschaft und dem Stiquenelli wieder zum Spiel niedergesetzt, und sich etwan eine halbe Stunde mit dem Spiele die Zeit vertrieben hatte; so stutzte nicht nur der Herzog, sondern die übrige Gesellschaft ausnehmend, als Stiquenelli nicht nur viel zu freye Reden gegen seinen Herrn führete, sondern gar sträfliche Grobheiten ausstieß.

Hierauf nahm der beleidigte Prinz eine sehr ernsthafte Mine an, stund vom Spieltische auf, und sagte: Stiquenelli! stehet auf; denn ich werde euch etwas vorzeigen, daß ihr lange nicht gesehen, und bereits vergessen habt. — Stiquenelli zitterte über die Ernsthaftigkeit des Herzogs, besonders aber den veränderten Lieblingsausdruck des du in ein ihr, und das Herz schlug ihm in der Brust, ehe er erfuhr, was der Herzog mit ihm vornehmen würde, besonders, da er sich sogleich besann, wie sträflich er sich vergangen hatte. — Dieser nahm indessen die sämmtliche Kleidung aus dem Gemache darneben, eben so, wie sie vor zwanzig Jahren erbärmlich zerlumpt und mit Moder überzogen war, und zeigte sie dem Stiquenelli mit den Worten vor: kennet ihr diesen Habit noch, Stiquenelli? —

Diesem fielen alle seine sträfliche Vergehungen mit einemmale ein, und antwortete: ach! ja, Durchlauchtigster Herzog, ich kenne ihn noch genau; denn er ist eben derselbe, in welchem ich meinen allergrößesten Wohlthäter kennen gelernt, den ich eben so sträflich beleidiget habe; weswegen ich mich der allerschmählichsten Strafe unterwerfe; — fiel zugleich mit diesen Worten vor dem Herzog zur Erde, umarmte seine Füße und bath in der allerdemüthigsten Stellung, der Herzog möchte ihm sogleich in seinem Zorne die wohlverdiente Strafe diktiren. — Allein dieser, als er sahe, daß ihm die Thränen über das Gesicht ströhmten, antwortete mit einer ganz gnädigen Miene: ich habe dich schon gestraft, Stiquenelli; stehe auf, setze dich wieder nieder, und spiele mit mir fort. — Hierauf trug der Herzog diese parisische Bettelantiquität wieder an denselbigen Ort, wo er sie genommen hatte; setzte sich wieder zu der Gesellschaft, und vergnügte sich mit derselben, ohne merken zu lassen, daß in seinem Gemüthe eine Veränderung vorgegangen war. —

Aus diesem Beyspiele, welches in der That ein wahrhaftes Merkmal ächter Hoheit genennet werden mag, werden Sie, wertheſter Freund, den Geist dieses Prinzen ziemlich richtig beurtheilen. Dieses aber ist in der That

aus

aus der Ursache höchst nöthig, weil wir diesen Prinzen vielen andern als ein Muster der wahren Hoheit anpreisen. Denn man hat viele Beyspiele von Prinzen, die Gnade genug erwiesen, und dennoch nicht löblich gehandelt haben. Denn diese ist öfters auf solche Personen gefallen, die sie nicht verdienten; auf nichtswürdige Schmeichler, auf solche, die von den Eigenschaften ihres Geistes und Herzens einem nicht scharfsinnigen Prinzen so vortheilhafte Begriffe zu machen wußten, als es ihnen beliebte. Hierdurch gerieth das Ruder der Regierung, nachdem sie es dem rechtmäßigen Regenten sträflichst aus den Händen gewunden, in die ihrigen, und Stolz, Herrschsucht, Eigennutz und Verschwendung wurden einem unglückseeligen Staate öfters eine dergestalt empfindliche und höchstbeschwerliche Last, welche es öfters halbe und ganze Jahrhunderte in ein solches Elend versetzt haben, aus welchem es sich unmöglich hat entwickeln können.

Kurz, es ist einem Staate nichts so gefährlich, als die durch Mangel der Ueberlegung angewendete Gnade eines Regenten; vermöge welcher gar leicht einige wenige groß, stolz, reich und eigennützig gemacht werden können; die aber nachher viele tausend rechtschaffene Unterthanen in das äußerste Elend

stürzen. Da es aber doch die Pflicht eines jedweden rechtschaffenen Regenten ist, diejenigen, zum Besten des gemeinen Wesens, hervorzuziehen, welche es wegen ihrer Tugend verdienen; so hat er vornehmlich dahin zu sehen, daß auch diese, wenn sie ja durch ihr Glück dermaleinst stolz werden sollten, sogleich wieder gedemüthiget werden können; welches einem Regenten öfters viel schwerer ist, als sie aus ihrer Niedrigkeit hervorzuziehen und zu erheben. Gewiß eine Regel der Staatskunst, welche viele Monarchen aus der Acht gelassen haben, und noch aus der Acht lassen; die aber ein kleiner und noch erst künftiger Herzog von Celle, nicht nur sehr wohl wußte, sondern sie ganz vortreflich und bequem auszuüben verstund.

Denn man muß in der That über die Einsicht dieses Herrn, auch schon in seiner Jugend, erstaunen. Er kannte sein mitleidiges Herz gegen Elende; er erblickte kaum einen Gegenstand, der es wegen seines rechtschaffenen Herzens verdiente, so sahe er gleich voraus, daß es diesem nicht fehlen würde, seine Gnade völlig zu erlangen, und sein zeitliches Glück zu machen; er wußte ferner, eine wie gefährliche Sache es um das menschliche Herz im Glücke sey, und wie bald es zum Stolze, Eigennutze, Schaden vieler anderer, verleitet werden könnte; mithin sann er zugleich auf Mittel, den viel-

vielleicht künftig stolzen Geist, auf eine überaus bequeme und einem Prinzen über alle maaßen anständige Art, zu demüthigen, sobald er zu sehr ausschweifen möchte. Gewiß eine so tiefe Einsicht in die Regierungskunst, dergleichen man von einem jugendlichen Prinzen nicht leicht erwarten wird und kann!

Nächst diesem so zeuget das Verfahren in der sinnreichen Art der Bestrafung seines Freundes und Lieblings, von einem eben so natürlich als christlich tugendhaften Herzen, welches sogleich bereit ist, alle Beleidigungen den Augenblick zu vergessen, und eben diejenige Gunst und Gnade wieder angedeihen zu lassen, sobald es nur eine aufrichtige Reue verspühret.

Nun sagen Sie mir, geliebter Freund, habe ich Recht oder Unrecht, wenn ich einen solchen Herrn als ein Muster eines weisen, klugen und tugendhaften Regenten vorstelle?

Dieser war der Vater derjenigen Prinzeßinn, deren Lebensgeschichte sie einigemal von mir vergebens verlanget haben. Ist es wahr, was man zuweilen von Kindern sagt, daß der Geist ihrer Väter auf ihnen ruhet, wenn sie diesen, in Betrachtung aller Gemüthsgaben, vollkommen ähnlich sind; so kann man solches von dieser Prinzeßinn mit dem aller vollkom-

men-

menſten Rechte ſagen; ja noch mehr, daß ſie nur bloß in Betracht des Geiſtes als eine Prinzeßinn erzogen geweſen ſey, in Anſehung des Leibes und Außerlichen aber vollkommen bürgerlich.

Beyde Durchlauchtige Aeltern hatten ſie, von ihrer zarteſten Kindheit an, zu einer vernünftigen Gottesfurcht ſo anhalten laſſen, daß ſie die Vorſchriften der Religion zugleich in ihrem Leben auf das ſorgfältigſte in Uebung zu bringen, angehalten wurde. Nach vollendetem Unterrichte in der Religion und andern einer Prinzeßinn nützlichen Erkenntniß, wurde ſie von der Durchlauchtigen Mutter zu dem Hausweſen ſorgfältig angehalten, und dieſe geſtattete nicht, daß ſie auch nur eine einzige Stunde des Tages müßig geweſen wäre, oder nicht lehrreich zugebracht hätte.

Ihren beyderſeitigen Durchlauchtigen Aeltern war ſie gewöhnt, auf den Wink zu gehorchen, und nicht weniger auch ihren vorgeſetzten Präceptoren, ſie mochten bürgerlichen oder adelichen Standes ſeyn; unter beyden aber durfte ſie keinen andern Unterſchied machen, als den ihnen die Beſchaffenheit des Geiſtes und die Tugend gab. Damit ſie aber die Vorzüge einer hohen Geburt deſto eher aus der Acht laſſen möchte; ſo durfte ſie niemals

wohl-

wohlerzogenen Bürgerstöchtern, die sich bey ihr auf Befehl des Herzogs mußten anmelden lassen, den Besuch abschlagen, sondern mußte diesen jederzeit annehmen, und allen denen, die ihr nur die Aufwartung machten, eben die Ehre erweisen, als wenn ihr welche von dem ältesten Adel die Cur machten. Ja die Prinzeßinn wurde sogar gewöhnt, denen auf das Schloß beschiedenen Bettelleuten, mit eigener Hand Almosen zu reichen; und zwar, damit sie gewöhnt werden möchte, auch die allerelendesten unter den Menschen zu dulden, ohne im geringsten gegen sie stolz zu seyn, sie zu verachten, oder gar einen Abscheu gegen sie zu bekommen. Und der Herzog hielt sie an, alle Klagen, die die Elenden gegen sie führten, nicht nur mit Gelassenheit anzuhören, sondern auch ihnen ihren Zustand zu erleichtern: denn der preiswürdige Herzog stellete ihr ohn Unterlaß bey allen diesen gemachten Eindrücken vor: sie könne, weil sie auf die Menschheit durchaus nicht mehrern Anspruch hätte, als alle diese, auch nicht mit dem geringsten Rechte ein besser Schicksal fordern. Mithin sey der Vorzug ihrer Geburt, Standes und Glückes nichts anders, als eine unverdiente Gnade, welche ihr von der göttlichen Vorsicht bloß zu dem Ende erwiesen sey, das harte Schicksal anderer zu erleichtern, und sich ihrer mitleidigst anzunehmen. Zu der Aufrichtigkeit des Herzens aber gewöhn-

gewöhnte sie der Durchlauchtige Vater dergestalt ernstlich an, daß sie sogar ihre eigene Vergehen nicht nur ihm und seiner Gemahlinn, sondern ihren Vorgesetzten und Lehrern überhaupt, selbst aufrichtig anzeigen mußte. Von Gewächs und Gestalt war diese Prinzeßinn zwar kein Muster der Schönheit; allein eine Art der Unschuld, Menschenliebe, ungefärbten Tugend, und ein überaus zärtliches Gefühl des Herzens, erhelleten aus allen ihren Gesichtszügen.

Diese Prinzeßinn hatte also in der That den wohlverdienten Ruhm einer ächten tugendhaften Schönheit, nicht nur bey den benachbarten hohen Durchlauchtigen Häusern, sondern allen in ganz Deutschland überhaupt. Was Wunder, daß das benachbarte hannöversche Haus alle seine Aufmerksamkeit um desto mehr auf sie richtete, weil mit dieser vortreflichen Prinzeßinn, nach dem Ableben ihres Durchlauchtigsten Vaters, zugleich der Besitz eines schönen Herzogthums verbunden war. Weswegen denn nicht gezweifelt werden darf, daß man, auf Seiten des hannöverischen Hauses, alle nur ersinnliche Mittel werde angewendet haben, diese Prinzeßinn als Gemahlinn für den damaligen Churprinz, Christian Ernst, zu bestimmen, und durch dessen Vermählung mit ihr zugleich das Herzog-

thum

thum Celle an das Churhaus Hannover zu bringen.

Eben diese Prinzeßinn passete sich nicht nur für das Churhaus Hannover, in Ansehung des politischen Zustandes und Interesse, ganz vortreflich, sondern für den damaligen glänzenden hannöverischen Hof eben so gut. Denn bey diesem gieng es so galant zu, als bey keinem deutschen Hofe. Es wimmelte von Maitressen, und ein jedweder wurde allemal für den besten Hofmann gehalten, welcher sich täglich neuer Liebesstreiche rühmen konnte.

Sie werden den Kopf schütteln, und mir antworten: Mein Liebster, eine Prinzeßinn von diesen Gaben und Eigenschaften, wie ihr sie mir eben beschrieben habt, welche von Natur einen tugendhaften Charakter hat, und von ihren Durchlauchtigen Aeltern zu nichts so sorgfältig, als der Ausübung einer unverfälschten Tugend angehalten worden ist, soll sich in eine so ausbündig leichtfertige Lebensart auch nur einigermaaßen zu schicken wissen? Dieses ist wohl eine Sache, die sich nicht einmal wohl behaupten, viel weniger erweisen läßt.

Erlauben Sie mir aber, bester Freund, daß ich hier ganz anders denke, wie Sie.

Denn

Denn ich behaupte, daß sich unter Lasterhafte niemand besser schickt, als ein wahrer Tugendhafter. Die Ursache ist leicht einzusehen: denn, wenn überhaupt mehrere nach einerley, wenigstens vermeinten, Glückseeligkeit streben, so ist dieses gemeiniglich die vornehmste Ursache ihres allerseitigen Mißvergnügens; vornehmlich in einer unerlaubten Liebe. Welches Sie in dem Beyspiele leicht einsehen werden, da zween Liebhaber sich nach einer Schöne um die Wette bemühen. Nur darf sich in jenem Falle keiner von ihnen einkommen lassen, den Geschmack, Hang, oder das sogenannte höchste Gut des andern, zu tadeln: denn dieses ist die Ursache, weswegen sie einander feind werden; und woraus denn freylich mannichmal übele Folgen entstehen. Ist dieses aber nicht, und beyde lassen einander ihren Geschmack und Neigung ungetadelt, suchen auch einander in dem Genusse dieses verschiedenen Vergnügens auf keine Weise zu stöhren; so können Sie versichert seyn, die äußerliche Ruhe beyder, oder auch noch so vieler von widriger Neigung, kann ganz vollkommen bestehen.

In diesem Verstande behaupte ich, daß sich die Prinzeßinn von Celle an den hannöverischen Hof, wo alles in Verschwendung, Geilheit und üppigen Wesen lebte, vortreflich passete. Denn sie gerieth, durch diese Vermäh-

mählung mit dem Churprinzen, an einen Hof, wo man genau das Gegentheil war, als da, wo man sie erzogen hatte. Sie erschrak über die Unverschämtheit eines ganzen Heeres von Maitressen, besonders einer gewissen Gräfinn von P**, welche mit dem größesten Rechte eine andere Semiramis oder Messaline genennet wurde; noch mehr aber, als sie gar bemerkte, daß diese sich auch in ihrer Gegenwart nicht einmal scheuete, die größte Familiarität gegen ihren Gemahl zu äußern. Demohngeachtet aber vermuthete sie nichts weniger, als eine sträfliche Untreue desselben, sondern erklärte dieses Betragen aus einer Art der höflichen Freyheit, welche vielleicht an dem Hannöverschen Hofe in einem größern Grade Mode wäre, als an dem Cellischen.

Unter den gesammten Damen bey Hofe aber, welche fast allerseits Coquetten waren, wurde die gute, unschuldige und tugendhafte Churprinzeßinn zuerst als die liebe Einfalt angesehen; in so fern nehmlich, als sie ganz und gar an demjenigen kein Vergnügen fand, worinnen die übrigen ihr höchstes Gut setzten. Die Churprinzeßinn hingegen, als sie durch untrügliche Beyspiele überführt wurde, die sie bereits einige Jahre nach einander erlebt, und ihnen mit einer erstaunenden Gelassenheit nachgesehen hatte, fassete in ihrem Herzen einen

wahren innerlichen Abscheu gegen die ganze Lebensart des Hofes. Kurz, sie war den übrigen Damen wegen ihrer vermeinten Einfalt verächtlich; diese aber ihr von rechtswegen abscheulich.

Nichts desto weniger aber brechen eher niemals, wie ich bereits im Vorhergehenden gesagt habe, öffentliche Mißhelligkeiten aus, bevor nicht die eine Partey die andere in dem Genusse ihres Vergnügens zu stöhren sucht. Und wären die Umstände beständig in dieser Verfassung geblieben, so hätte vielleicht die unglückseelige Churprinzeßinn ihren gerechten Schmerz die Zeit ihres Lebens verbissen; allein die Unverschämtheit, besonders der Gräfinn von P**, war zu groß.

Als sich die Churprinzeßinn einsmals eben bey ihr anmelden ließ, ihr den Besuch zu machen, aber nicht wußte, daß sie eben den Churprinz bey sich hatte; so nahm jene den Besuch zwar an; das Bewillkommungskompliment aber war: Wollen Ew. Durchlaucht. uns argen Weltkindern die Gnade ihres Besuchs auch einmal gönnen? Das soll uns sehr lieb seyn! indessen sind wir versichert, daß sie sich in Gnaden bald wieder nach ihrem Kloster verfügen werden. —— Zu mehrerenmalen hat sich die gute Dame sogar bey ihrem Gemahle

anmel-

anmelden lassen; aber es ist ihr öfters der Besuch unter allerley seichten Entschuldigungen verweigert worden, wenn derselbe entweder die P**, oder eine oder mehrere andere bey sich hatte. Ja es gieng die Verachtung, welche ihr Gemahl gegen sie bewies, so weit, daß er öfters in einigen Wochen nicht neben ihr in eben dem Gemache schlief. Und in diesem verächtlichen Zustande lebte die gute Prinzessinn nicht etwan einige Wochen, sondern mehrere Jahre. Nimmermehr wäre dieses möglich gewesen, wenn nicht diese Prinzeßinn so sehr tugendhaft wäre erzogen worden, und sich der Eifersucht leicht überlassen hätte.

Die mißvergnügte Ehe dieses hohen Paares wurde zwar nach und nach an allen deutschen Höfen ruchtbar, und alle Welt bedauerte das unglückliche Schicksal der tugendhaftesten Prinzeßinn von ganzem Herzen; ihr annoch lebender Vater, der Herzog, aber erfuhr von ihrem Zustande am allerwenigsten. Anfänglich hatte sie von ihren mißvergnügten Umständen einige Ausdrücke in ihren Briefen an ihn mit einfließen lassen; allein dieser hatte wenig darauf geachtet, und geglaubt, sie habe vielleicht Ursache und Gelegenheit zu ihrem selbst eigenen Mißvergnügen gegeben, ermahnte sie daher einmal über das andere, statt des Trostes, zur Tugend und Treue gegen ihren Ge-

mahl, glaubte, hiermit könnte man alles zwingen, und dachte endlich, die kleinen ehelichen Mißvergnüglichkeiten würden nach und nach schon wegfallen. Als man endlich den Verdruß dieser Dame gar zu deutlich merkte, so wendete ihr Gemahl alle seine Aufmerksamkeit auf ihren Briefwechsel. Ihre Bedienten bekamen den strengsten Befehl, durchaus keine Depechen von seiner Gemahlinn, ohne sein Wissen, zu befördern, ohne ihm selbige erst vorgezeigt zu haben.

Zuweilen wurden von dem Churprinz welche erbrochen, die die allererbärmlichsten Klagen enthielten. Allein sie dienten darzu, daß die Maitressen ihren Spott damit trieben; ja dieser gieng gar so weit, daß sie mit denen Ausdrücken, welche die unglückseelige Prinzeßinn recht darzu ausgesucht hatte, das edle Herz eines so großen als mitleidigen Vaters zu reizen, sie in öffentlichen Gesellschaften aufzogen.

Als nun die betrübte Prinzeßinn sahe, daß sie so sehr verrathen war, so ließ sie nunmehro allen Vorsatz fahren, gegen ihren Vater die allergeringsten Klagen ferner zu führen; und wenn sie an ihn schrieb, so enthielten ihre Briefe nichts, als Erkundigungen nach seiner, einiger Bekannten in Celle, Gesundheit, und andere gleichgültige Dinge und Kleinigkeiten mehr.

Der

Der einzige wahre Freund, den die Unglückseelige noch hatte, und welcher bereit war, nach seinem Vermögen ihr beyzustehen, war der Graf von **Königsmark**. Dieser Herr war an dem Hofe des Herzogs zu Celle erzogen, mit der Prinzeßinn aufgewachsen, und schon von ihrer Kindheit an, sowohl ihr als des Herzogs Liebling gewesen. Denn er besaß vielen Verstand und Lebhaftigkeit, das edelste Herz von der Welt, eine vorzügliche Erkenntniß und Geschicklichkeit in vielen Fächern der Gelehrsamkeit und ritterlichen Uebungen. Von Person war er groß, Bildschön gewachsen, und hatte mithin alle innerliche und äußerliche Eigenschaften, die das schöne Geschlecht erfordert, wenn ihnen das männliche gefallen soll.

Diesen Herrn gab der Herzog seiner Prinzeßinn zur Gesellschaft mit an den Hannöverschen Hof, damit sie doch nicht ganz und gar mit lauter fremden Personen beständig umgeben seyn möchte: und er war und blieb auch der einzige vertraute Freund, dem die verlassene Prinzeßinn ihr Herz und alle ihre Heimlichkeiten offenbarete.

Indessen konnte es gar nicht fehlen, daß dieser Herr wegen seiner äußern Bildung, Jugend und Schönheit den Hannöverischen Mai-

treffen ein gar merkwürdiger Gegenstand ihrer geheimen Absichten wurde. Vor allen Dingen ließ ihn die P*** zuerst coram kommen, bath sich den Besuch von ihm ferner aus, und erforschte sein Vermögen und Gesinnungen gegen das schöne Geschlecht ihres Gleichen. Diese Ehre gebührte ihr von rechtswegen, als der ältesten und vornehmsten Dame von eben dem Schlage und Gewerbe. Sie hätte sich auch dieselbe gewiß nicht streitig machen lassen, ob sie gleich schon damals verdiente, unter die Invaliden ausrangirt zu werden; sondern sie war noch zu allen Auftritten dieser Art so bereit, daß sie lieber alle, als einige Mannspersonen zu ihren Anbetern gehabt hätte. Nachdem sie aber Königsmark ein oder ein paarmal besucht hatte, so gieng er nicht wieder zu ihr: vielleicht hat er sie schon damals in solchem Zustande entdeckt, welcher ihm einen fernern Besuch abscheulich gemacht hat.

Da endlich derselbe täglich um und neben der Churprinzeßinn seyn mußte, und deren einziger Freund und Vertrauter war, auch zugleich nebst ihm auf Mittel und Wege sann, ihren damaligen betrübten Zustand zu erleichtern; so würde es sich nicht für den Graf geschickt haben, mit einer Person den Umgang fortzusetzen, welche die ärgste Feindinn der unglückseeligen Churprinzeßinn war. Weil er

nun

nun ohnedem, wenn auch dieses nicht gewesen wäre, Ursachen genug hatte, sie zu verachten; so hat er sich auch sogleich alles fernern Umganges mit ihr völlig enthalten.

Allein, eben dieses war einer solchen Person schon Ursache genug, ihre Rache auszuüben. Sie sann also auf Mittel, nicht nur die unglückseelige Churprinzeßinn bey ihrem Gemahle, ferner verdächtig, sondern den Königsmark, von der Zeit an, zugleich als einen höchst gefährlichen Nebenbuhler vorzustellen und verhaßt zu machen.

Man muß dem Churprinzen die schuldige Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er aus diesem Vorgeben in der That, wenigstens gleich anfänglich, keinen Argwohn gegen seine Gemahlinn geschöpft hat, sondern von deren Tugend und Treue dennoch vollkommen versichert geblieben ist, ob er gleich desto mehr überzeugt war, daß er ihr durch seine unaufhörlichen Ausschweifungen, zu einem ähnlichen Betragen, Ursache genug gegeben hatte. Da nun über dieses noch hinzukam, daß er gegen seine Gemahlinn diejenige Zärtlichkeit nicht bey sich verspührte, welche sie wegen ihrer Tugenden und Treue verdiente, und jene gemeiniglich der vornehmste Grund der Eifersucht zu seyn pflegt; so kann man in Wahrheit sagen, daß dieser

Herr sich um das Betragen seiner Gemahlinn auch wenig oder gar nicht bekümmert hat.

Da nun Königsmark, wie gesagt, der einzige war, welchem sich die unglückseelige Prinzeßinn anvertrauete, und sich dieser so bereit als schuldig erachtete, ihr in solchen Umständen Beystand zu leisten: besonders, da der Unglückseeligen alle Mittel des fernern Briefwechsels, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, abgeschnitten waren; so ließ er sich auch zu verschiedenen malen darzu brauchen, nach Celle zu dem Herzoge zu reisen, diesem die aufrichtigste Nachricht von dem betrübten Schicksale seiner tugendhaften Prinzeßinn Tochter zu überbringen, ihm die Ursachen anzuzeigen, weswegen sie sich nicht ferner schriftlich unterstehen dürfte, sie zu berichten, und um die Erleichterung ihres Schicksals ihn mit Thränen anzuflehen.

Allein, indem sich der Graf auf diese Weise gar zu sehr und zärtlich für seine Prinzeßinn Tochter interessirte, so gerieth der in der That gar zu streng tugendhafte Vater vielmehr auf argwöhnische Gedanken, und glaubte, vielleicht hätten beyde längst Ursache gegeben, daß der Churprinz gegen seine Gemahlinn nicht diejenige Zärtlichkeit äußerte, welche einer unverdächtigen und unsträflichen Tugend gebüh-

gebühren. Hierzu kam noch, daß die P** es nicht nur den Augenblick erfuhr, wenn Königsmark in Celle gewesen war, sondern auch alle und jede Besuche, die er der Churprinzessinn abgestattet hatte.

Es fehlte ihr auch an Verschlagenheit, Argliſt und Bosheit nicht, allerley Unterhaltungen zu erdichten, die zwischen der Churprinzeßinn und dem Grafen, wie auch zwischen dem Herzoge von Celle und eben diesem, zum Nachtheile des Churprinzen, nicht nur in Betracht des ehelichen Vergnügens, sondern auch des künftigen Anfalles des cellischen Herzogthums an das Haus Hannover, sollten vorgefallen seyn; obgleich dieser letztere Punkt sogleich bey der Vermählung, sowohl durch unumstößliche Traktaten, als auch durch die Geburt eines Prinzen, **Georg des Zweyten**, dergestalt erörtert und befestiget worden war, daß derselbe nicht wieder aufgehoben werden konnte.

Ja was noch mehr, die gottlose und lügenhafte P** wußte nicht nur dem Churprinzen durch dergleichen Erdichtungen zu hintergehen; sondern auch sogar den alten und tugendhaften Herzog in Celle selbst. Denn sie hatte zu verschiedenen malen falsche Briefe gemacht oder machen lassen, welche allerley sträfliche Gesinnungen zwischen ihr und dem Grafen

enthielten; und sie wußte die vorgegebenen Abschriften dieser Briefe nicht nur in des Churprinzen, sondern sogar ihres Vaters, des Herzogs Hände zu spielen, und dadurch beyde auf eine solche Weise zu hintergehen, daß es so wenig dem einen als dem andern einkommen konnte, einiges Mitleiden mit ihr zu haben, sondern beyde daher glaubten, ihr ungetreues Betragen gegen ihren Eheherrn, den Churprinz, verdiene es, daß sie dieser nicht besser ästimirte.

Bey solchen Umständen, und da der rechtschaffene Herzog auf eine solche abscheuliche Weise hintergangen wurde, konnte es nicht wohl anders seyn, als daß Königsmark, auf sein zu mehrerenmalen wiederholtes Bitten, sich seiner Prinzeßinn Tochter anzunehmen, keine so günstige Antwort erhielt, als er sie erwartet hatte; sondern weiter nichts, als zu mehrernmalen die Erklärung: wenn eine Prinzeßinn gegen Gott, die wahre Tugend und ihren Gemahl rechtschaffenen gesinnet ist, so wiederfährt ihr dergleichen nicht. Ich habe nähere Nachrichten von meiner Tochter, daß sie nicht mehr auf demjenigen Wege der Gottesfurcht und Tugend wandelt, den ich ihr von ihrer Kindheit an gewiesen habe: und sie werden wohl thun, mein Graf, wenn sie sich ihrer nicht so eifrig annehmen; weil sie dadurch um

desto mehr verlassen zu seyn verdient, um wieder zur Frömmigkeit und Tugend geführt zu werden, die sie verlassen hat; denn die Begegnungen, die ihr bey dem Hofe in Hannover wiederfahren, sind zu hart, als daß man glauben dürfte, sie habe auf keine Weise selbst Ursache darzu gegeben. Ist aber dieses, wie könnte ich ein Verfahren rechtfertigen, durch welches das Laster Vorschub erhält, und noch mehr verhärtet wird.

Da sich nun der gute Herzog durch alles Bitten und Flehen des Grafens nicht wollte bewegen lassen, die Ursachen anzugeben, wodurch er von der unwandelbaren Tugend seiner Prinzeßinn Tochter einen so irrigen Begriff gefaßt hatte, sondern den Grafen vielmehr zu mehrerenmalen bath, er möchte ihn, als sein bisher von seiner Kindheit an gewesener Liebling, mit einem Anliegen verschonen, dessen Erfüllung der Ehre Gottes, der Tugend eines jedweden Fürsten, und seiner Ehre vornehmlich, höchst nachtheilig wäre; so mußte Königsmark, nachdem er dergleichen Unterredungen, unter den heiligsten Betheuerungen des unsträflichen Wandels seiner Prinzeßinn Tochter, vergebens gehalten hatte, unverrichteter Sache wieder nach Hannover reisen. Und der ganze Trost, den er der unglückseeligen Prinzeßinn zurückbrachte, bestund in einigen Ermah-

Ermahnungen zur Gottesfurcht und Tugend, nebst der Versicherung, wenn sie diesen aufrichtig nachstrebte; so würde ihr Schicksal bald eine ganz andere Gestalt gewinnen. —

Nunmehr sahe sich die unglückseelige Prinzeßinn von aller Welt verlassen, der Wuth ihres widrigen Schicksals, und dem unausstehlichen Frevel der Bosheit ihrer Verfolger vollkommen preis gegeben. Königsmark war also der einzige, welcher sich gern mit der äußersten Gefahr seines Lebens ihrer angenommen hätte; allein sein öffentlicher Beystand wäre zu schwach, und mithin eine Thorheit gewesen, wodurch er das Unglück der betrübten Prinzeßinn noch vergrößert hätte.

Da also auf diese Weise nichts ausgerichtet werden konnte; so mußte man freylich auf List bedacht seyn, dieses unschuldige Opfer den boshaften Verfolgungen zu entziehen. Königsmark that ihr also den Vorschlag, heimlich aus Hannover nach Frankreich zu flüchten, sich daselbst in ein Kloster zu begeben, um in selbigem gesichert zu seyn. Er erboth sich, diesen ganzen Anschlag auszuführen, und wenn es auch mit dem Verluste seines Vermögens, alles was ihm in Deutschland lieb wäre, und der äußersten Lebensgefahr geschehen sollte. —

Anfäng-

Anfänglich erschrak die Prinzeßinn über diesen kühnen Anschlag, und die Gefahr und das Unglück, worein sich Königsmark unfehlbar stürzen würde, wenn derselbe entweder entdeckt oder mislingen möchte. Sie dankte ihm also mit Thränen für das Mitleiden, welches er gegen sie hegte, sie zu retten; bath daher inständigst, diesen Anschlag fahren zu lassen, und versicherte ihn auf das heiligste, daß sie tausendmal lieber als das allerunschuldigste Opfer ihres widrigen Schicksals sterben, als mit dem Untergange eines so edlen und aufrichtigsten Freundes befreyet seyn wollte: denn es wäre nichts so gewiß als dieser, sobald man nur die geringste Ursache erlangen würde, einen solchen Argwohn bey Hofe zu schöpfen; besonders, da ihre beyderseitigen Handlungen auf eine solche Art von dem ganzen Hofe bemerkt würden, daß es nicht wohl zu hoffen sey, die Ausführung des geringsten Unternehmens würde verschwiegen bleiben können.

Königsmark hingegen hatte ihr aber die Sache so leicht als möglich vorgestellet, und sie auch in der That gut ausgesonnen, daß sie sich endlich, nachdem er sich einige Wochen umsonst bemühet hatte, ihre Einwilligung zu erhalten, entschloß, ihn und sich selbst dem Schicksale zu überlassen. Der Anschlag bestund darinnen: die Prinzeßinn Abends zwischen zehn und eilf

Uhr

Uhr von dem Schlosse aus dem Thore, in verstellter Kleidung in einen vor dem Thore in Bereitschaft haltenden Wagen zu führen; jegliche drey Stunden die Pferde bis an die Lothringischen Gränzen zu verwechseln, um desto geschwinder, gleich in der ersten Nacht, so weit fortzukommen, daß alles Nachsetzen den folgenden Tag vergebens sey; um der Entführten alsdenn einen Aufenthalt in einem Kloster in Frankreich zu verschaffen, welchen sie sich selbsten wählen würde, und der ihr am besten gefiele.

Vielleicht wäre die Ausführung dieses Anschlages glücklich von statten gegangen, wenn nicht Königsmark eine zu seinem Untergange gereichende Reise nach Dreßden, wegen einiger nothwendiger Geschäffte, seine Güter betreffend, unternommen hätte. Da denn nach dessen Zurückkunft nach Hannover der abgeredte Anschlag sogleich ausgeführt werden sollte.

Seit dem nun, da dem Königsmark aller Beystand von dem Herzoge von Celle, zum Besten seiner Prinzeßinn Tochter, schlechterdings war verweigert worden, und derselbe sich auch nicht ferner bemühet hatte, den Herzog weiter zu bereden, besonders, da er bereits das eben erwähnte Mittel zu ihrer Befreyung ausgeson-

gesonnen hatte; so konnte es doch nicht fehlen, daß bey diesem Herrn mehrere Nachrichten eben des Inhalts von andern und glaubhaften Oertern einliefen, dergleichen ihm der gedachte Graf zu mehrernmalen hinterbracht hatte; die er aber nicht hatte glauben wollen. Dieses aber, war um desto weniger zu bewundern, weil das betrübte Schicksal der Churprinzessinn von Hannover der damals gewöhnliche Gegenstand der Unterredungen an den meisten deutschen Höfen war. Ja man wunderte sich allenthalben höchlich, weswegen sich der Herzog seines einzigen, so sehr geliebten und tugendhaften Kindes, in deren so ungemeinen Bedrängungen, ganz und gar nicht annähme.

Diese und dergleichen ähnliche Nachrichten kamen dem Herzoge dergestalt oft zu Ohren, daß er wenigstens auf die Vermuthung fiel, die Prinzeßinn möchte doch vielleicht unschuldig seyn. Dieses zu erfahren und sein künftiges Verfahren zu rechtfertigen, wenn er sich seiner unschuldig bedrängten Tochter annähme, bewogen den sehr gewissenhaften Prinzen, den ehemaligen Beichtvater der Prinzeßinn aus Celle zu ihr nach Hannover zu schicken, sie auf ihr Gewissen, und bey Andeutung der unausbleiblichen göttlichen gerechten Strafen, zu ermahnen, die Wahrheit zu gestehen, ob sie gegen ihren Gemahl eine unverbrüchliche Treue und

Tugend

Tugend jederzeit auf das heiligste bisher beobachtet, und sich vornehmlich mit dem Grafen von Königsmark niemals in einen Umgang eingelassen hätte, welcher der Religion und Tugend zuwider sey? In welchem Falle er sich denn ihrer, nachdem sie diese ihre Antwort feyerlichst durch den Genuß des heiligen Abendmahles bestätiget, nachdrücklich annehmen wollte.

Hierauf habe die Prinzeßinn dem Prediger zur Antwort gegeben: sie sey jetzt eben nicht mehr vermögend, ihrem Durchlauchtigen Vater eine solche feyerliche Versicherung zu geben, welche er von ihr nunmehro schon aus der Ursache zu spät verlangte, weil sie sich fest entschlossen hätte, ihr künftiges Schicksal, bis an das Ende ihres Lebens, in Geduld zu ertragen, ohne jemandes Beystand überhaupt anzuflehen. — Diese Antwort habe den löblichen Herzog in eine solche Verlegenheit gesetzt, daß er gar nicht gewußt, wozu er sich habe entschließen sollen; endlich aber habe er den Vorsatz gefasset; sie so, wie sie es verlangte, ihrem Schicksale und der göttlichen Vorsorge und Gerechtigkeit zu überlassen.

Diese Begebenheit, mein Lieber, ist eine Anekdote, welche in der Geschichte dieser Prinzeßinn nicht steht, die ich aber vor einigen zwan-

zwanzig Jahren von verschiedenen alten Hofbedienten zu mehrernmalen gehöret habe. Ich bin aber aus der Ursache eben nicht abgeneigt, so wenig ich sonst von Anekdoten zu halten pflege, ihr Glauben beyzumessen; weil es sich sonst nicht nur ungemein schwer erklären, sondern fast gar nicht begreifen läßt, weswegen ihr Vater, der Herzog, sich seines einzigen, sehr tugendhaften und über alles in der Welt geliebten Kindes, auf keine Weise angenommen, sondern dasselbe ganz vollkommen der Wuth des widrigen Schicksals überlassen hat.

Nehmen wir aber an, es sey diese besondere Nachricht gegründet, und die Prinzeßinn habe die von ihr verlangte Beantwortung der vorgelegten Frage mit der Communion wirklich nicht bestätigen wollen; so folgt daraus noch lange nicht, daß sie schuldig; und noch weniger, daß der Herzog, ihr Vater, nicht berechtiget gewesen sey, sich ihrer anzunehmen.

Denn erstlich kann es sehr wohl seyn, daß der Umgang mit dem Grafen von Königsmark schon von ihrer Kindheit an, und der nachher durch die Nothwendigkeit, in welcher sich die Prinzeßinn befand, fortgesetzt worden, zuletzt eine sträfliche Gemeinschaft nach sich gezogen habe, so tugendhaft und unsträflich derselbe seit geraumer Zeit vorher auch immer ge-

wesen seyn mag. Und von welcher menschlichen Tugend kann man wohl verlangen, jederzeit unsträflich zu bleiben, wenn man sie einige Jahre nach einander beständig auf eine solche Weise verachtet hat, als es von dieser Unglückseeligen erwiesen ist; ohne jemals eine Art des, obgleich nicht löblichen, Vergeltungsrechts zu üben?

Wäre es also dem auch noch so sehr gewissenhaften Herzoge wohl zu verargen, oder nicht vielmehr seine väterliche Pflicht gewesen, sich dieser Prinzeßinn Tochter dennoch anzunehmen, weil sie so sehr harten Bewegungsgründen einer zu begehenden Untreue ausgesetzt gewesen, welche sie endlich von dem Wege der Tugend entfernt haben? Besonders, wenn wir mit unsern Gottes- und natürlichen Rechtsgelehrten eingestehen, daß die Ehe ein Pactum sey, und die eine Parthey die Bedingungen desselben nicht länger zu erfüllen gehalten ist, wenn die andere sich nicht mehr schuldig erkennet, sie zu beobachten? Nicht zu gedenken, daß ein jedwedes Pactum von dieser Art, alsdenn billig aufzuheben ist, wenn die eine Partey die Bedingungen desselben nicht ferner erfüllen mag; und die andere dadurch von fernern Ausschweifungen abgehalten wird.

Allein,

Allein, es kann auch die Antwort dieser tugendhaften Prinzeßinn eben sowohl die Absicht gehabt haben, allen den üblen Folgen vorzubeugen, welche nothwendig daraus entstanden seyn würden, wenn sie ihrem Vater wirklich den Beweis von ihrer Unschuld geliefert hätte, welchen er von ihr verlangte; und sie diesem vorzubeugen, denselben nicht gegeben habe, ob sie solches gleich mit noch so reinem Gewissen hätte thun können. Die Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung bekömmt daher ein noch weit größeres Gewicht: wenn wir bedenken, daß sie bereits entschlossen war, sich der Rettung des Königsmark zu überlassen, und durch eben diese Flucht, und schuldige kindliche Hochachtung, ihren Durchlauchtigen Vater lieber unendlicher Verdrüßlichkeiten überheben, und den Zerfall zwischen ihm und dem Churhause Hannover, lieber nicht veranlassen, als eine unfehlbare Ursache desselben seyn wollte. Kurz, man mag die Sache von einer Seite betrachten, von welcher man will; so bleibt die unglückseelige Prinzeßinn allemal, wo nicht vollkommen gerechtfertiget, doch ungemein entschuldiget: man mag diese Anekdote am Hannöverschen Hofe entweder als eine Entschuldigung des Verfahrens wider die Prinzeßinn ausgesonnen haben, oder sie mag auch wahr seyn.

Der Graf Königsmark hatte sich während der Zeit, da dieses mit der Churprinzeßinn in Hannover vorgieng, oder vorgegangen seyn soll, seit einigen Tagen in Dresden aufgehalten, und besuchte noch eben den Abend vorher, als er den folgenden Tag frühe wieder zurück nach Hannover reisen wollte, einige vermeinte gute Freunde. Als man nun gespeiset hatte, und stattlich poculirte, so entstund die Rede von der Churprinzeßinn in Hannover betrübtem Schicksale: von welchem man nähere Nachricht durch den Graf Königsmark einzuziehen glaubte, weil man wohl wußte, daß er ihr Vertrauter war. Dieser gestund auch, daß die gute Prinzeßinn bisher vieles hätte erdulden müssen, fügte aber, unfehlbar vom Weine berauscht, hinzu: er habe bereits in so ferne vor sie gesorgt, daß es eben nicht über zehen Tage mehr währen würde, so sollte sie in einem französischen Kloster seyn. — Vielleicht dachte der gute und zugleich höchst unvorsichtige Graf, wenn er ja noch einigermaaßen bey Verstande gewesen ist, nicht, daß diese seine Worte eher nach Hannover kommen würden, wie er; weil er den folgenden Tag in aller frühe abreisen wollte: und hat sich wohl nimmermehr vorgestellet, daß man noch in eben der Nacht eine Estaffette an den Churprinz schicken würde, welche ihm diese so wichtige als unangenehme Anzeige, die man aus des erwähn-

wähnten Grafens Munde gehört hatte, überbringen mußte.

Sobald nun Königsmark nach zween Tagen wieder in Hannover angelanget war, so wurde niemand so genau beobachtet, als die Churprinzeßinn und er. Allen Bedienten, die nur zu ihr giengen, ertheilte man sogleich den allerstrengsten Befehl, ihr so wenig Briefe oder Billets einzuhändigen, sie möchten kommen, von wem sie wollten, als sich vielweniger darzu gebrauchen zu lassen, an sie etwas von dem Grafen Königsmark oder dessen Bedienten, mündlich oder schriftlich zu bestellen, ohne es sogleich dem Churprinz anzuzeigen, und zwar bey schmähliger Todesstrafe. Durch diese strenge Vorkehrung fieng man auch sogleich den folgenden Abend kurz zuvor, als man sich zur Tafel setzen wollte, ein Billet auf, welches der Bediente des Grafen der Churprinzeßinn selbst einzuhändigen, Befehl hatte, des Inhalts: daß er, der Graf, die Prinzeßinn eben diesen Abend, nahe gegen eilf Uhr, heimlich abholen, und abgeredeter maaßen an den bestimmten Ort führen wollte, wo sie beyde ihre Flucht antreten wollten.

Man bestellte also sogleich fünf Trabanten, versteckte dieselben in einem Zimmer in der Nähe, und gab ihnen den Befehl, sogleich

auf der Gallerie zu erscheinen, als man ihnen ein gewisses Zeichen geben würde, um den Graf von Königsmark, welchen sie alsdenn erblicken würden, zu ermorden. Dieser kam auch etwan halb eilf Uhr über die Gallerie; da denn die fünf Trabanten mit ihren Piquen sogleich auf ihn losgiengen. Er zog zwar das Seitengewehr, und widersetzte sich als ein Held, der keine Lebensgefahr zu scheuen gewohnt ist, verwundete auch zween seiner Mörder ziemlich hart, und würde unfehlbar einigen die Hälse gebrochen haben, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, die Klinge nahe von dem Gefäße abzubrechen: worauf er denn alsbald mit vielen Wunden niedergestoßen wurde. Seinen Leichnam stürzte man in einen Cloak auf dem Schlosse, und mauerte denselben sogleich zu; die Prinzeßinn aber wurde in Verhaft genommen, und nach einem Städtchen Ahlen, auf das feste Schloß daselbst in die Gefangenschaft gebracht: wo sie denn auch bis an ihren Tod verwahret ist.

Hier hat die unglückseelige Prinzeßinn in völliger Einsamkeit und Gesellschaft weniger Bedienten, eine ungemein viel zufriednere Lebensart geführt, als an dem Hofe in Hannover bey ihrem Gemahle; und die tugendhafte Erziehung in ihrer Jugend ist ihr dergestalt wohl zu statten gekommen, daß sie diesen ihren

ren Zustand weit vorzüglicher geschätzt hat, als den vorigen. Das einzige, worüber sie öfters in harte Betrübniß und Schwermuth gefallen ist, war das Schicksal ihres treuen und unglücklichen Beystandes, des Grafens von Königsmark, welcher, um ihr Beystand zu leisten, ermordet war; ob man gleich fest versichern will, daß sie niemals erfahren habe, was ihm wiederfahren, oder wo er hingekommen sey.

Nachdem nun das Haupt ihrer Feindinnen, die Gräfinn P** eines elenden Todes gestorben war, und die Sachen bey Hofe eine ziemlich andere Gestalt gewonnen hatten; so hat die gute Dame doch zu mehrernmalen die Satisfaktion gehabt, daß sich ihr Gemahl erklärt, sie gerne wieder zu sich zu nehmen, wenn sie wieder nach Hofe kommen wollte; allein sie hat diesen Vorschlag schlechterdings ausgeschlagen, und sich beständig damit entschuldiget, sie zöge eine so ruhige Lebensart einer jedweden übrigen in der Welt vor; übrigens habe sie auch seit der Zeit, da sie in Hannover gewesen, Erfahrung genug erlangt, worüber sie Betrachtungen in ihrer Einsamkeit anstellen könnte. — Als man sie aber härter angegangen, daß sie sich nach dem Willen ihres Gemahls bequemen, und wieder nach Hofe kommen möchte; so hat sie vorgegeben, sie sey bereit; nur möchte man ihr erst

einige Fragen beantworten, welche wenigstens ihr von Wichtigkeit wären. Die vornehmste unter diesen war: was der Graf von Königsmark, ihr Freund und Liebling, vor ein Schicksal gehabt hätte, und wo er hingekommen sey. Die übrigen betrafen den Umgang des Churprinzen mit der P**, und einigen anderen Damen. Kurz, sie waren alle dergestalt kritisch, daß man sich gar darauf nicht einlassen wollte und konnte. Sie aber gab vor, von der aufrichtigen Beantwortung dieser Fragen hienge ihr künftiges Schicksal ab, welches sie zu gewarten hätte. Indessen scheint es, als ob sie dieselben mit Fleiß also eingerichtet habe, daß man desto weniger darauf antworten konnte, und mithin sie in Ruhe lassen möchte.

Als ihr Prinz und nachheriger König in England, **Georg der Zweyte**, heranwuchs, und ihm einige von seinen Lieblingen etwas von dem Schicksale seiner annoch in der Gefangenschaft lebenden Frau Mutter, und des Grafen von Königsmark, erzählten, so hat der Herr ein ungemeines Verlangen geäußert, seine Mutter zu sprechen. Um desto sorgfältiger aber hat man es jederzeit zu verhindern gesucht: vermuthlich aus der Ursache, weil man geglaubt, er möchte sie vielleicht dermaleinst mit zu vielen Ehren wieder aus ihrer

Gefan-

Gefangenschaft zurück an den Hof ziehen, und n ihrer Geschichte nähere Umstände, beson- ders von ihrer Unschuld, zu entdecken suchen, als es der damaligen Regierung zur Ehre gereichen könnte.

Weil alle Bemühungen des Prinzen, seine Mutter zu sprechen, umsonst waren, so hat er solches einsmals durch List probiren wollen. Als er daher in der Nähe von Ahlen eine Jagd, von welcher dieser Herr von jeher ein großer Liebhaber war, angestellet; so giebt er dem Pferde, unter dem Scheine, dem Hirsche nach- zujagen, die Spornen, nimmt aber unvermerkt einen andern Weg und sprengt auf Ahlen zu, in Hoffnung, so glücklich zu seyn, seine geliebte Mutter, die er noch nie in seinem Leben zu sprechen, das Glück hatte erlangen können, zu sehen und zu umarmen. Allein sein Oberhof- meister, welcher scharfe Instruktion hatte, dieses zu verhindern, merkt sogleich die Absicht seines Prinzen; folgt ihm also in gleicher Geschwindigkeit nach, und ruft der Schild- wache zu, die Brücke aufzuziehen, als sie der Prinz beynahe erreicht hatte. Wodurch ihm denn sein sehnliches Verlangen vereitelt wurde. Nachdem dieser Herr zur Regierung kam, so hat er diese ihm verweigerte Gunst dergestalt empfunden, und es auf alle Weise verhindert,

daß dieser gute Herr nebst den Seinigen bey Hofe niemals empor gekommen ist.

Und dieses ist es, werther Freund, was ich Ihnen von dem betrübten Schicksale dieser vortreflichen Prinzeßinn melden kann. Sie werden mir daher ein Vergnügen machen, wenn Sie mir wissen lassen, ob und wie weit Ihre Gedanken von dieser Geschichte mit den meinigen übereinstimmen.

Fünfter Brief.

Mein bester Freund!

Wer wird es Ihnen streitig machen, daß die schönen Wissenschaften zu einer gründlichen Gelehrsamkeit unentbehrlich sind. Allein ich behaupte nur das: es wäre besser, wenn wir sie gar nicht lernten, als daß wir so viel Zeit damit verderben. Denn es geht doch immer zur Noth an, daß man ein brauchbarer Mann im gemeinen Wesen seyn, und auch dabey ziemlich viel Erkenntniß haben kann, ohne, daß man sie eben z. E. aus der lateinischen oder griechischen Sprache herholt. Vertändeln wir aber mit diesen in unserer Jugend zu viel Zeit; so werden wir zuletzt ungeschickt, reelle Wissenschafften zu lernen,

und

und nachzudenken, weil wir blos das Gedächtniß geübt und den Verstand darüber ganz und gar auszubessern, vergessen haben.

Ich habe einen jungen Menschen gekannt, welcher etwan von achtzehn oder neunzehn Jahren war, und es in diesem Alter doch schon so weit gebracht hatte, ob er gleich dem allgemeinen Schulverderben ausgesetzt war, daß er seinen Virgil und Ovid nicht nur verstanden, sondern ihn recht in succum et sanguinem verdauet hatte. Weil er nun hierüber so froh war, als es nicht beschrieben werden kann; so wollte er auch durchaus nichts anders lesen und lernen, als immer diese beyden Schriftsteller auswendig lernen. Ueber diesen wirklichen Schönheiten aber hatte er die Bildung des Verstandes dergestalt vergessen, daß er z. E. das Einmaleins weder begreifen wollte, noch konnte.

Sagen Sie mir um des Himmels willen, worzu dient ein solcher Mensch dem gemeinen Wesen? — Sie werden antworten: zu einem Schulmanne. Allein brauchen denn Schullehrer keinen Verstand? — Mir deucht, es ist dieses verzweifelt wenig Ehre für diese so nutzbaren Männer des gemeinen Wesens. Ueber dieses, so ist es auch nicht einmal, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, wahr, daß

daß man bey der Lesung der lateinischen und griechischen Schriftsteller, ich rede von allen ohne Unterschied, und nicht allein von den schönen Poeten, der Besserung des Verstandes überhoben seyn könne. Und von diesen schönen Geistern gilt es auch nicht einmal völlig, sondern blos von einigen Stücken ihrer Schriften. Denn wie will man des Virgils Haushaltungsbücher, oder Ovidius Jahrbücher verstehen, wenn man, so zu sagen, alle Uebung des Verstandes, Nachsinnen oder sogar alle Mathematik, bey Seite setzt.

Da also ein solcher Mensch nicht einmal zu einem Schulmanne geschickt ist, was soll denn das gemeine Wesen mit ihm machen, welches nur auf Leute siehet, und nutzen kann, wenn sie diejenige Erkenntniß, von welcher sie ihr Gewerbe machen, gründlich verstehen, und in den Fällen des gemeinen Lebens hurtig und richtig anwenden können, wenn es nöthig ist; die aber in Betracht dieser ihrer Erkenntniß alsdenn schon längst schön genug sind, im Falle sie auch sogar zu Lehrern gebraucht werden sollen, wenn sie sich richtig, genau und dergestalt ausdrücken können, daß man sie versteht, sie mögen entweder mündlich oder schriftlich lehren. Sollen aber selbige nicht als Lehrer gebraucht werden, so ist es gar schon hinreichend, wenn sie nur ihre Erkenntniß zum

Besten

Besten anderer Menschen richtig anwenden können, ohne Schaden und Verwirrung anzurichten.

Ich mag es Ihnen gar nicht bergen, daß ich es für einen großen Fehler halte, wenn alle unsere junge Leute ohne Unterschied mit eben dem Eifer in Schulen zu der Beredsamkeit und Dichtkunst angehalten werden, wie bey den Griechen und Römern. Denn beyde Staaten waren, wenigstens einen guten Theil ihrer Dauer, freye Republiken; die Regierung war bey dem Volke; die Rechtshändel wurden in Gegenwart desselben vorgenommen und abgethan; derjenige, welcher sich am meisten hervorthun, und zu dergleichen Ehrenämtern gelangen wollte, mußte die Kunst gelernt haben, durch seine Beredsamkeit und Dichtkunst, die Gunst des gemeinen Volks zu erlangen, und von diesem seine Beförderung und Glück erwarten.

Bey uns fällt ja dieses alles weg. Denn unsere Gerichtsbarkeiten sind entweder von dem Landesherrn oder der Landesregierung verpachtet, oder sie sind Lehne. Was würde es also einem unserer Rechtsgelehrten helfen, wenn er sich durch Beredsamkeit und Poesie dem gemeinen Volke noch so künstlich empfehlen könnte: weil dieses nicht vermögend ist, ihn zu

befördern? Zu unserer praktischen Rechtsgelehrsamkeit, in so ferne sie von einem Sachwalter erfordert wird, ist hinreichend genug, wenn dieser die Gesetze des Staats gründlich versteht, sie auf die vorkommenden Fälle richtig anwenden, und endlich die Sache seines Clienten in einer so genauen, natürlichen und faßlichen Ordnung vortragen kann, daß es dem Richter nicht viel Mühe kostet, zu übersehen, auf welcher Seite das Recht ist. Hierzu wird weder Beredsamkeit noch Poesie erfordert, so sorgfältig und unnöthig man auch junge Leute zu beyden auf Schulen anhält. Vielmehr ist es ein Fehler in dem Vortrage, wenn die Wahrheit durch diese Künste so sorgfältig verstellet wird, daß sie der Richter entweder gar nicht, oder schwer, einsehen kann, diesen Kleister erst mit vieler Mühe von der Wahrheit hinwegnehmen muß, um sie in ihrer eigentlichen Gestalt so betrachten zu können, als es nöthig ist, wenn er Recht sprechen soll.

In dem medicinischen Fache werden Sie es mir noch eher zugeben, daß man hier des künstlichen oder witzigen Vortrages entrathen könne. Denn das Hauptgeschäffte dieser Wissenschaft ist: den menschlichen Körper vor Krankheiten theils zu bewahren, theils die verlorne Gesundheit wieder herzustellen. Hierzu

wird

wird eine genaue Erkenntniß des Körpers, nach seiner Bauart und allen besondern Theilen, ferner der wider die Krankheiten dienlichen Heilmittel, nebst einer großen Menge von Erfahrungen in einzelnen Fällen und deren Ursachen erfordert: und ich sollte denken, daß diese Erforderungen schon von einem solchen Umfange wären, daß der Arzt auf ein so entbehrliches Mittel, als der witzige Vortrag ist, weder denken werde, noch denken könne.

Was die Weltweisen anlanget, welche sich mit der Erkenntniß, Erfindung und Verbindung der Wahrheiten beschäftigen, so haben diese ihrem Geschäffte schon ein vollkommenes und brauchbares Genügen geleistet, wenn sie diese Wahrheiten nur augenscheinlich genug darthun, sie in eine gute Ordnung bringen, damit sie der Verstand desto besser behalten, und in den nöthigen Fällen richtig anwenden könne. Ja es würde der Erkenntniß eben dieser Wahrheiten, vornehmlich, wenn dieselben ziemlich versteckt sind, oder aus einer Menge anderer Sätze und durch viele Vernunftschlüsse erst hergeleitet werden müssen, sehr nachtheilig seyn, wenn man sie in einen witzigen und mithin zugleich weitläuftigen Vortrag einhüllen, sie eben dadurch noch mehr verstecken, und es dem Verstande beschwerlicher machen wollte, sie mit viel mehrerer Mühe zu erkennen.

Zum

Zum Beweise dieses wird schon genug seyn, wenn man bedenkt, wie sehr die Erkenntniß der philosophischen, sonderlich mathematischen, Wissenschaften in den neuern Zeiten dadurch erweitert worden ist, daß sich die Weltweisen so sorgfältig haben angelegen seyn lassen, eine kürzere Sprache, unter welcher ich die algebraische vornehmlich verstehe, zu erfinden: ohne welche man nimmermehr so viel neue Entdeckungen gemacht haben würde. Und man nehme ihnen einmal diesen Vortheil in der Erfindungskunst, und sehe alsdenn zu, was sie noch vermögen werden, nützliche Erkenntniß zu befördern und zu erweitern.

Mithin bleiben nur noch einzig und allein die Herren Theologen übrig, welche ich in der That nicht aus Mangel der schuldigen Hochachtung hinten ansetze, weil ich wohl weiß, daß ihnen die erste Stelle gebühret. Niemand, sagt man, kann die Beredsamkeit weniger entbehren, als diese: und es ist nicht zu läugnen, daß, wenn sie ja wirklich nöthig ist, sie wenigstens die meiste Gelegenheit haben, den besten Gebrauch damit zu machen. Worinnen besteht denn aber diese ihre Beredsamkeit eigentlich, oder worinnen soll sie vielmehr bestehen, wenn sie rechter Art ist?

Will man antworten: darinnen, daß sie die göttlichen Wahrheiten so vortragen, daß sie die Menschen für wahr halten, man mag dieses auf eine Art erhalten, wie man wollte, entweder durch Scheingründe, erdichtete Wunder, oder andere Künste, welche nichts anders, als wahre Geburten des Aberglaubens sind; so ist eine solche Beredtsamkeit ungemein gefährlich, und schadet der Frömmigkeit mehr, als sie ihr nützet. Denn sobald die Menschen einsehen lernen, daß man unerlaubte oder falsche Kunstgriffe gebraucht hat, sie von diesem oder jenem überhaupt zu überzeugen; so verachten sie nicht nur den Vortrag als eine unanständige Kunst, sondern die vorgetragenen Sachen zugleich: und anstatt, daß sie gegen die göttlichen Wahrheiten Ehrfurcht erlangen, ihnen Glauben beymessen, und sie als heilsame Vorschriften in ihren Handlungen wählen sollten, so werden sie ihnen viel mehr zweifelhaft; sie fassen Mißtrauen gegen sie, weil sie durch schlechte Kunstgriffe unterstützt werden, die der Erbauung mehr schaden, als sie befördern.

Mithin bleibt weiter nichts für das Wesentliche der geistlichen Beredtsamkeit übrig; als 1) die richtige und genaue Erkenntniß der göttlichen geoffenbahrten Wahrheiten, 2) die natürliche Verbindung derselben, und 3) die Ueberzeugung von dem großen Einflusse, wel-

chen sie in die menschliche Wohlfahrt haben. Der erste Punkt erfordert die Erkenntniß der Grundsprachen, nebst den Hülfsmitteln der Auslegungskunst, und einer Fertigkeit, sie anzuwenden; der andere eine Fertigkeit, den Zusammenhang der Wahrheiten nicht nur, sondern auch Wahrscheinlichkeiten zugleich, einzusehen, weil die Geschichte keinen andern Grund erkennt, mithin eine Uebung in den philosophischen Wissenschaften; der dritte eine Erkenntniß der Welt, des menschlichen Herzens besonders, nebst denen daher entstehenden Hindernissen, die göttlichen Wahrheiten zu erkennen, den Lebenswandel darnach einzurichten, und eine Fertigkeit, die Menschen von dem wichtigen Einflusse derselben in ihre Wohlfarth, zu überzeugen. Mir deucht, alles dieses sind abermal Forderungen genug, welche, wenn sie erlangt werden sollen, der geistliche Redner nicht Ursache haben werde, unzählige höchlich gepriesene Muster der Beredtsamkeit, aus den heydnischen Schriftstellern zu wählen, um aus diesen, die ihm nöthige Beredtsamkeit, nur als ein geringes oder einigermaaßen als ein Hülfsmittel, zu erlernen.

Aus allen diesen einzelnen Theilen, in welche unsere heutige Gelehrsamkeit überhaupt eingetheilt ist, erhellet also dieses. Eine jedweder Art der Beredtsamkeit setzt erstlich die gründ-

liche

liche Erkenntniß derjenigen besondern Wahrheiten voraus, welche der Redner vortragen soll, und zweytens eine Fertigkeit, deren vorzüglichen Einfluß in das Beste, oder die Wohlfarth der Menschen zu zeigen, und sie den Zuhörern recht begreiflich zu machen.

Wenn ich nun darthun könnte, daß diese Haupteigenschaft der Beredtsamkeit, in vielen gepriesenen Mustern der Lateiner und Griechen fehle; so würde daraus folgen, daß sie es nicht verdienen, als solche gewählt zu werden, wornach wir unsere oder eine wahre Beredtsamkeit bilden sollen oder können. Und dieses ist es, was ich in aller Kürze darthun werde.

Wer hält nicht z. E. die schöne Rede des Cicero pro Archia poëta für ein Muster der Beredtsamkeit, in welcher er das römische Publikum überzeugen will, sein Client verdiene in der That, daß man ihm das Bürgerrecht angedeihen lasse? Anstatt nun, daß der Sachwalter oder Patron zeigen sollte, wie sehr die Poesie oder der witzige Vortrag darzu beytrage, die Menschen von nützlichen Wahrheiten nicht nur zu überzeugen, und sie ihnen dergestalt vorzustellen, daß sie deutlich, faßlich, angenehm, sondern auch zugleich vortheilhaft würden, wenn sie ihre Handlungen darnach einrichteten; daß er eben diese Verdienste des Clienten aus

seinen Schriften darthun, und sie in unläugbare Beyspiele dem Volke sollte einleuchtend machen; so macht er lauter Luftstreiche. Er hält den schönen Wissenschaften eine Lobrede überhaupt, die aber ebenfalls schlecht genug ist. Denn er schildert sie dergestalt, daß sie uns in Gesellschaft, in der Einsamkeit, auf Reisen, u. s. f. ungefähr auf eben die Art dienlich wären, die lange Weile zu vertreiben, wie unsere Müßiggänger die Romanen zu brauchen pflegen, damit sie nicht einschlafen. Hinter her bringt er noch viel einfältigere Gründe, unter welchen unter andern dieses mit ist: daß sich sieben Städte in Griechenland um die Ehre eine lange Weile gezankt hätten, in welcher von ihnen der Homer gebohren sey? ohne mit dem geringsten Grunde erwiesen zu haben, oder jemals erweisen zu können, daß die Geburt dieses Dichters irgend einem Orte wirklich Ehre mache. —

Der Lehrmeister in der lateinischen Beredtsamkeit, Quinctilian, aber giebt gar zuweilen solche Vorschriften, beredt zu werden, die ich gewiß niemanden anpreisen möchte. So sagt er z. E. daß junge Leute mancherley Dinge oben hin studieren möchten, damit sie davon schwatzen könnten; anstatt, daß er sagen sollte, sie möchten sich um die gründliche Erkenntniß weniger, aber zugleich nützlicher

Wahr-

Wahrheiten von Jugend auf bemühen, um von ihnen dermaleinst durch den öffentlichen Vortrag einen Gebrauch zu machen, welcher dem gemeinen Wesen nützlich seyn könne. Uebrigens bedenkt unser oratorischer Lehrmeister nicht, daß keine Kreatur dem gemeinen Wesen so gefährlich sey, als ein Halbgelehrter, dergleichen er ziehen zu wollen scheint. Von der ganzen Mathematik sagt er gar: sie sey jungen Leuten nur so lange nützlich, als sie sich mit der Erlernung derselben beschäfftigten, weil sie den Verstand schärfte; nachdem sie sie aber gelernt hätten, so habe sie weiter keinen Nutzen. — Ist denn das ganze Maschinenwesen, wodurch die Arbeiten unzähliger Menschen erspahret werden, und da man an deren statt Wind und Wasser arbeiten läßt, von keinem Nutzen? Hat er niemals etwas von dem Nutzen dieser Wissenschafft gehört, welchen sie den Aegyptiern leistete? Kommt eine Wissenschafft bey ihm in keinen Betracht, vermöge welcher man das **Mein** und **Dein** auf das genaueste bestimmet? Nicht zu gedenken, daß die Schärfung des Verstandes durch die Mathematik der allergeringste Vortheil derselben ist; weil man diesen auch durch andere Arten der Erkenntniß erlangen kann. Kurz, Quinctilian urtheilet von den allerwichtigsten Dingen einfältiger, wie ein Kind. Mehrere Beyspiele mag ich aus den alten Schriftstellern nicht

anführen, aus welchen eben so sehr erhellet, daß sie nicht nur als keine Muster der Beredtsamkeit zu gebrauchen, sondern wegen ihrer vielfältigen Irrthümer höchst schädlich sind.

Ho! ho! werden Sie mit unzähligen schönen Geistern, in unangenehmer Verwunderung ausrufen, der Mann urtheilt von unsern Originalen ungemein ungünstig, schlecht, ist ein Feind der schönen Wissenschaften, will die Ignoranz befördern, und uns wieder in die Barbarey versetzen. Die Erfahrung lehrt ja, daß man gewiß keine bessere Muster wählen könne, als die Alten. Denn die Schönheiten seyen in denenselben der Sache so angemessen und natürlich, als es nur immer möglich sey: und man könne mit Wahrheit sagen, wer die Alten nicht gelesen habe, wisse von der wahren oder eigentlichen Gelehrsamkeit wenig oder nichts überhaupt.

Allein, mein Liebster, Bester, Sie urtheilen von mir eben so irrig, als ich, Ihrer Meinung nach, von den alten Schriftstellern. Denn ich habe nicht gesagt, daß man in ihren Schriften keine Muster der Beredtsamkeit finde, sondern, daß sie es nur nicht alle sind, die man dafür ausgiebt. Sie wissen ja, daß ich fast täglich wenigstens ein Stück eines alten Schriftstellers, und zwar mit Vergnü-

gen,

gen, aber mit Ueberlegung, und nicht so lese, wie die meisten unserer Schulleute, welche über die Schönheiten der Alten, die sie in allen und jeden Zeilen zu entdecken glauben, in Entzückungen gerathen. Sondern ich will nur, man soll sie mit Vernunft brauchen, und nichts eher für schön ausgeben, bis man davon überzeugt ist: ferner das Wahre von dem Falschen unterscheiden, und sich durch den Glanz der Schönheiten nicht verführen lassen. Uebrigens hat man sich wohl vorzusehen, daß man einzelne, oder auch eine Menge von Schönheiten, ja nicht mit einem Muster der Beredtsamkeit vermenge. In Betracht der Schönheiten in der zuvorangezogenen Rede des Cicero, so glaube ich schwerlich, daß es ihm jemand leicht zuvorthun werde; was aber den nach dem Hauptzwecke einzurichtenden Entwurf anlanget, so wollte ich dem Verfasser mit nicht sonderlich vieler Mühe, wenn ich nämlich die Denkart der damaligen Zuhörer so genau wüßte, wie er, schon einen andern liefern, welcher seinen Absichten genauer angemessen seyn sollte.

Wenn man übrigens sagt: die Alten haben alles besser gemacht, als wir; so ist die Sache auch nicht so schlecht hin wahr. Wenn man die wenigen Gelehrten des Alterthums gegen den ungeheuren Schwall unserer Skribenten

hält, so ist es nicht zu läugnen. Denn man kann in unsern Zeiten fast gar nicht behaupten, daß die Naturgaben in Betracht kommen, wenn sich jemand zum Studiren widmet, oder dazu bestimmet wird; sondern die Gelehrsamkeit ist heut zu Tage in ein wahres Handwerk ausgeartet: und man trift Gelehrte an, die so sehr wenig gesunden Verstand haben, daß man darüber erschrickt, und deren sämmtliche Bemühungen, ihn durch gründliche und schöne Erkenntniß auszubessern, dergestalt umsonst gewesen sind, daß man sie, weder in Vernunfturtheilen noch deren Vortrage, von dem allerniedrigsten Pöbel unterscheiden kann. Die Bewegungsgründe, weswegen sich solche Leute entweder von selbsten zu diesem Gewerbe widmen, oder von den Ihrigen leider darzu bestimmet werden, ist gemeiniglich der höchst irrige Wahn: daß man bey dem Studiren, oder in dem gelehrten Fache, eine viel ruhigere, oder richtiger zu reden, faulere Lebensart führen, und überdieses noch Ehre darzu erlangen könne. — Wie weit dieses richtig gedacht sey, mag man aus den Beyspielen der größesten Gelehrten beurtheilen.

Ein anderer Umstand, welcher ebenfalls einen ungemeinen Einfluß in die Produkte des Verstandes, der Alten sowohl als Neuern, hat, ist dieser. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst

ckerkunst, schrieb man nur diejenigen Werke ab, welche verdienten, der Vergessenheit entzogen, und der Nachwelt aufbehalten zu werden; die Denkmäler der elenden Skribenten aber wurden den Motten und Würmern überlassen, sich daraus zu erbauen. Heut zu Tage aber, da man die Mühe des Abschreibens nicht mehr braucht, können sich alle ohne Unterschied Hoffnung machen, durch diese künstliche Erfindung gleich geschwind verewigt zu werden; nur muß man merken, daß in dem einen Falle die Ewigkeit von einer viel kürzern Dauer ist, als in dem andern.

Da also nur die vornehmsten Denkmäler der Gelehrsamkeit von den Alten auf uns gekommen, die übrigen aber in ihrem Nichts gelassen sind, so ziehet man daraus gemeiniglich die irrige Folge, die Alten seyen größere Geister gewesen, oder haben mehrern Menschenverstand und Witz gehabt, als wir; da man doch vielmehr umgekehrt urtheilen sollte, weil sich die Erkenntniß in den neuern Zeiten ungemein erweitert hat, und unsere vornehmen Gelehrten mehr wissen, wie die Alten.

Die Nothwendigkeit des Abschreibens aber in den ältern und mittlern Zeiten, wenn die gelehrten Produkte der Nachwelt aufbehalten werden sollten, war eine hinreichende Ursache,

daß die Verfasser alle mögliche Genauigkeit und Sorgfalt, sowohl an den innern Werth, als die äußere Schönheit, verwenden mußten; weil sie sonst ihren Zweck unmöglich erreicht haben würden: denn ein geschriebenes Buch bey den Alten, war kostbarer, als bey uns ein gedrucktes. Wenn unsere Verstandesgeburten aber gleich manchmal in Mißgeburten ausarten, oder die leichtfertige kritische Welt über den Witz lacht, in welchem sie angetreten kommen; so ist der Schade doch eben so groß nicht. Denn einige hundert Exemplare werden doch in einer Leipziger Jubilate Messe leicht abgesetzt, ehe sie noch den Kritikern in die Hände gerathen: und alsdenn hat man seine Kosten wieder heraus. Nun mag der Rest der Auflage immerhin zu Maculatur werden. Wird man nun gleich hinten nach erst ausgelacht, so schadet es nicht: denn man macht es nachher besser, und beobachtet die Regel: dum doceo disco.

Sobald aber unsere Schriftsteller nur ein wenig vorsichtiger sind, und mit ihren Bemühungen eben so sorgfältig zu Werke gehen, als die Alten mit den ihrigen; so bemerkt man auch eben die Naturgaben und Schönheit des Vortrages. Wenn Haller ein Gedicht einige Jahre zurück hält, ehe er es drucken läßt, und beständig daran bessert; so wird eine solche

Samm-

Sammlung endlich von der Art, daß sie schon verdient, der Nachwelt aufbehalten zu werden: und Gellert seine Schriften lange Zeit vorher, ehe er sie heraus giebt, seinen Freunden zuschickt, die eben so witzige Köpfe und schöne Geister sind, als er, sich nicht nur deren richtige Verbesserungen, sondern manchmal harte Verweise gefallen läßt; so wird freylich eher etwas vorzügliches, und welches man gar füglich den Alten an die Seite setzen kann, erhalten, als wenn die Verstandesmaschine eines Skribenten von einer oder mehrern Druckerpressen genöthiget wird, Tag vor Tag mit ihnen gleich maschinenmäßig zu arbeiten.

Woher aber kommt es doch wohl in aller Welt, daß, da wir in der That so viele vortrefliche Muster der gründlichen Gelehrsamkeit und eines glänzenden Witzes, der ältern und neuern Schriftsteller, in den Händen haben, daß wir es nicht nur den Alten sehr selten gleich thun, sondern die meiste Zeit hinter ihnen sehr weit zurück bleiben? Da man doch denken sollte, wir müßten es ihnen mit leichter Mühe zuvor thun; weil es natürlicher Weise leicht ist, weiter zu gehen, als die Vorgänger, deren Bemühungen man sich zu Nutze machen kann.

Ich antworte: die Ursache liegt vornehmlich in dem Anfange unsers Studirens, da

da wir in den Schulen gemeiniglich auf eine höchst verkehrte Art zu den vornehmlich gelehrten Sprachen angehalten werden; welcher Hinderniß die Alten lange nicht ausgesetzt waren. Denn die Griechen sind das vornehmste Volk wenigstens, welchem die Nachwelt die Gelehrsamkeit zu verdanken hat, und unter ihnen sind diejenigen Originalschriftsteller anzutreffen, die der Nachwelt von jeher zu Lehrern in den Wissenschaften gedienet haben. Diese holten so zu sagen aus allen Gegenden, wo die Gelehrsamkeit getrieben wurde, wie z. E. bey den Aegyptiern und einigen morgenländischen Völkern, alles zusammen, was nur der menschliche Verstand an vorzüglicher Erkenntniß entdeckt hatte, und machten sie ihnen selbst eigen. Allein, man weis nicht, oder kann vielmehr gewiß versichert seyn, daß sie die ihnen hierzu nöthigen Sprachen nimmermehr auf eine so widersinnige Art erlernt haben, wie wir in unsern Schulen vornehmlich die gelehrten Sprachen erlernen müssen; sondern ein Grieche, wenn er z. E. Studirens wegen nach Aegypten reisete, lernte die Sprache des Landes ohngefähr auf eben die Art in kurzer Zeit, wie ein Deutscher, blos durch den Umgang und die mündliche Unterredung, wenn er zu einer fremden europäischen Nation, oder zu einer jedweden andern in der Welt kommt.

Da also die Griechen das ganze Gewerbe mit der Gelehrsamkeit an sich gezogen hatten, so durften sich die angehenden Gelehrten der Römer entweder um die einzige griechische Sprache bemühen, oder sie erlernten diese gar nicht einmal: wie man denn Gelehrte und Schriftsteller genug unter ihnen hatte, die kein Griechisch verstunden. Mithin lernten diese entweder gar keine fremde Sprache, oder wenn es hoch kam, etwan noch die Griechische. Und mit dieser wird man sie gewiß nicht so gemißhandelt haben, als wenn man uns darinnen unterrichtet.

Wir aber müssen ganz anders daran. Denn wir haben erstlich Latein, Griechisch, und zuweilen auch Hebräisch zu lernen: und wenn wir im vierten oder fünften Jahre anfangen, Latein zu lernen, so können wir uns nur wenigstens bis ins zwanzigste gedulden, ehe wir eine gar mäßige Erkenntniß und Fertigkeit darinnen erlangen: und eben so ist es auch mit dem Griechischen. Kommt nun noch gar das Hebräische hinzu, so muß schon von der mittelmäßigen Erkenntniß der beyden vorerwähnten Sprachen so viel wieder abgerechnet werden, als man auf diese Zeit verwendet.

Von einem jungen Menschen aber, der auf Schulen zwo oder gar drey Sprachen hat erler-

erlernen müssen, zu fordern, daß er sich die allererſten Anfangsgründe von denjenigen Wissenschaften im geringſten sollte bekannt gemacht haben, welche einem jedweden vernünftigen Menſchen unentbehrlich ſind, wie z. E. die Rechenkunſt, Geometrie und Vernunftlehre, wäre die gröſeſte Unbilligkeit: weil ihn die auf den meiſten Schulen höchſt verkehrte Lehrart in den Sprachen, hierzu gewiß nicht gelangen läßt. Mithin glaubt man, daß es mit der Erlernung der erwähnten Anfangsgründe der Wiſſenſchaften noch immer Zeit genug auf der Univerſität ſey. Und in dieſem Zuſtande ſchickt man ſie auch wirklich auf die höhern Schulen, und meint, nunmehr ſeyen ſie zur Erlernung aller Weisheit vollkommen genug zubereitet. So wie ſie nun hierher kommen, ſo nehmen ſie in der Erkenntniß der Sprachen nicht nur nicht zu, ſondern immer mehr ab; weil faſt alle Lehrer in ihrer Mutterſprache unterrichten, und es jenen daher an Uebung fehlt.

Nun ſollte doch wohl einmal mit Erlernung der philoſophiſchen Wiſſenſchaften, und zwar mit dem eigentlichſten Theile derſelben, der Mathematik nämlich, der Anfang gemacht werden. Allein dieſe fordert eine ganz andere Art der Achtſamkeit, als zu welcher wir auf Schulen vorbereitet worden ſind. Wir finden

also keinen Geschmack an dergleichen; und lassen sie lieber gar weg. Mithin kann auf die Anwendung der Mathematik in der Naturlehre gar nicht gedacht werden; und die gründliche Erkenntniß der übrigen philosophischen Wissenschaften eben so wenig: weil sich alles auf die eben erwähnte Erkenntniß gründet. Weil aber doch etwas Philosophie erlernt werden muß, und man hört, daß alle philosophische Erkenntniß in der Metaphysik bey einander sey; so verfällt man aus Noth und Verzweiflung auf die gute Metaphysik, und begreift von derselben genau eben so viel, als einer von der höhern Analysi der Mathematiker, wenn er gar noch niemals etwas von der Rechnung mit den gemeinen Zahlen gehöret hat. Weil sich nun die philosophischen Wissenschaften durch alle Theile der Gelehrsamkeit verbreiten, oder richtiger zu reden, der eigentliche Grund von allen sind; so kann man sich leicht vorstellen, was aus einer solchen Art des Studierens für ein vortrefliches Corpus eruditionis entstehen müsse. Kurz, nichts anders, als die allerelendeste Wäscherey: da man von Dingen redet, von welchen man selbst nichts weis; und alsdenn schon glücklich genug ist, wenn man nur Dräustigkeit genug hat, dieses vor dem unverständigen Pöbel zu thun, um von diesem einigermaaßen geschätzt zu werden; da man doch von den Verständigen

digen nichts als Verachtung zu erwarten hat, weil man sie verdient.

Ich sollte denken, diese Folgen wären wichtig und betrübt genug, daß man schon Ursach hätte, gleich von Jugend auf eine andere Art des Studirens anzufangen. — Gut! werden Sie sagen; Ihr fordert also, daß wir die gelehrten Sprachen in einer kürzern Zeit auf Schulen lernen sollen, damit wir in den Schuljahren noch so viel Zeit übrig behalten, wenigstens, die allererſten Gründe der Wissenschaften, der Mathematik und Vernunftlehre z. E. auch während dieser Zeit zu begreifen, um zu der philosophischen Denkart und Vortrage desto besser vorbereitet zu seyn, wenn wir auf die höhern Schulen kommen. Ihr müsset uns also zeigen, daß es möglich sey, in einer merklich kürzern Zeit die gelehrten Sprachen zu lernen, als auf die Art, wie sie unsere Schullehrer betreiben; und wenn ihr alsdenn eine bessere wisset, diesen Zweck zu erreichen; so werdet ihr sehr wohl thun, wenn ihr sie uns anzeiget. — Dieses soll sogleich geschehen.

Daß es möglich sey, eine ganz fremde Sprache z. E. in einer Zeit von ein paar Jahren fertig zu lernen, wenn sie gleich mit unserer Muttersprache nichts gemein hat, ist daher klar,

klar, weil ein Deutscher z. E. die pohlnische, rußische, oder eine jedwede andere Sprache in gedachter Zeit fertig lernt, wenn er gleich kein Wort vorher von derselben verstanden hat. —

Sie werden mir antworten: diese Sprachen sind annoch lebende, welche von den Einwohnern dieser Reiche gesprochen werden; die gelehrten Sprachen aber nicht. Können nun gleich die Schullehrer mit ihren Untergebenen Latein sprechen; wer wird ihnen aber zumuthen, sowohl Griechisch als Hebräisch mit ihnen zu schwatzen, besonders, da die letztere so arm an Wörtern ist, weil wir nur ein einziges Buch darinnen haben, daß eine solche hebräische Unterredung nicht einmal möglich wäre; nicht zu gedenken, daß derjenige Unterricht, da man eine Sprache so lernt, indem man sie mit andern spricht, gewiß nicht der beste, sondern allemal der schlechteste ist, welchen man nur wählen kann: wie solches aus dem Beyspiele der Ungarn, Siebenbürgen, Patten und der catholischen Schullehrer zur Gnüge erhellet. —

Ich will gleich auf den letzten Einwurf zuerst antworten. Es ist wahr, daß man durch den mündlichen Unterricht das Sprechen einer Sprache nicht am besten lernt, wie es die angeführten Beyspiele richtig beweisen. Allein dieses kommt lediglich daher: Weil die Lernenden

nenden die Sprache nachher durch die Lesung zierlicher Schriftsteller nicht ferner ausbessern, wie es eigentlich geschehen sollte. Geschiehet aber dieses, so ist kein Zweifel, die durch den Umgang erlernte Sprache, werde gewiß so gereiniget werden, als es geschehen muß: und der Zierlichkeit wird in der Folge nichts darunter abgehen. Niemand wird glauben, **Mosheim, Gottsched** und **Jerusalem** haben ihre Richtigkeit und Schönheit der deutschen Sprache sich blos durch die Unterredung erworben, oder diese sey jener auf einige Weise nachtheilig gewesen. Mithin ist die Regel diese: die durch den Umgang erworbene Erkenntniß einer Sprache muß nachher durch die Lesung guter Schriftsteller ausgebessert werden; so erwirbt man sich die Richtigkeit und Zierlichkeit in derselben. Und hiermit habe ich auf **Ihren** letzten Einwurf zuerst gehörig geantwortet, und ihn widerlegt.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß der mündliche Unterricht, oder das Sprechen in der griechischen Sprache, viele Schwierigkeiten haben, in der hebräischen aber gar nicht einmal möglich seyn würde. Es ist aber auch meine Meinung überhaupt gar nicht, durch das Sprechen jemanden irgend eine der gelehrten Sprachen beyzubringen; sondern mein

gerin-

geringer Rath, hierinnen am sicherſten zu verfahren, iſt dieſer.

Nehmen Sie eine Anzahl junger Leute, welche z. E. die lateiniſche Sprache lernen ſollen. Expliciren Sie ihnen den allerleichteſten, aber zugleich einen reinen lateiniſchen Schriftſteller, vor. Halten Sie ſie mit aller Strenge darzu an, daß ſie nachleſen müſſen; und damit ſie dieſes deſto eher thun, ſo rufen Sie bald dieſen bald jenen, ehe er ſichs vermuthet, auf, und fragen ihn, wo Sie ſtehen geblieben ſind. Nehmen Sie kein ſtarkes Penſum gleich anfänglich vor. Nachdem Sie ihnen etwan eine Periode einigemal, nachdem Sie ihre Fähigkeit merken, vorexplicirt, und vermuthen, daß ſie etwas davon begriffen haben; ſo rufen Sie einen unter ihnen auf, laſſen ihn eben das expliciren, helfen ihm beſtändig zu recht, wo er fehlt; und laſſen alsdenn die übrigen, oder meiſten derſelben, eben dieſes Penſum nacherpliciren. So wie Sie nun hiermit einige Tage angehalten haben; ſo nehmen Sie künftighin immer ein etwas größeres Penſum; und gehen immer ſo weiter fort, wiederhohlen aber beſtändig dabey das vorhergelernte, damit es nicht wieder vergeſſen werde. So wie Sie nun merken, daß ihre Untergebenen das ihnen vorexplicirte Penſum immer eher und eher

nachexpliciren lernen; so brechen Sie immer von Ihrem Vorexpliciren etwas ab, oder expliciren es ihnen nicht mehr so ofte vor. Nachdem Sie diesen ersten Schriftsteller auf die Weise einmal durchgegangen sind; so fangen Sie ihn von vorne wieder an; nehmen nunmehro schon merklich größere Pensa; expliciren sie ihnen entweder einmal oder gar nicht mehr vor; sondern lassen sie nunmehr selbst arbeiten, und helfen ihnen beständig zurecht, wo sie fehlen; bis Sie endlich versichert sind, daß sie diesen Schriftsteller völlig verstanden haben. Im Anfange ist dieses Verfahren einem Lehrer von Herzen mühsam; allein es währt gewiß nicht einige Tage, so merkt er schon deutlich, wie seine Untergebenen zunehmen; seine Arbeit wird ihm leichter, und das Vergnügen, welches er daher empfindet, daß seine Bemühungen einen augenscheinlichen Nutzen haben, macht, daß ihm aller Fleiß zu einer Lust wird.

Damit wir aber unsere methodischen Schulleute, welche über diese Lehrart die Köpfe schütteln werden, weil sie gar nichts von einer Grammatik vernehmen, nicht böse machen; so wollen wir ihnen zum Troste, dem Lehrer noch die Vorschrift ertheilen: daß er das Paradigma von den Deklinationen an die Tafel schreibt, es kürzlich erkläret, Exempel dar-

darnach dekliniren, und es so lange stehen läßt, bis es seine Untergebene durch die beständige Uebung, auswendig gelernt; und nachdem sie dieses erwähntermaaßen inne haben, es mit dem Paradigma der Zeitwörter eben so macht.

Haben sie nun auf diese Weise dekliniren und conjugiren gelernt; so kann er ihnen den fernern Unterschied unter den übrigen Sprachtheilen zeigen, und sie zu analysiren anfangen lassen; aber ohne, daß er merklich viel Zeit darauf verwendet: weil diese zu dem vornehmsten Geschäffte, dem beständigen Exponiren nämlich, gewidmet bleiben muß. Damit aber die jungen Leute angewöhnet werden, auch zu Hause etwas vorzunehmen; so kann er ihnen jegliche Tage etwan eine vierthel oder halbe Seite, nachdem es ihre Kräfte zulassen, lateinische Wörter aus Cellarii Wörterbuche, auswendig zu lernen aufgeben; und sie diese, so bald sie des folgenden Tages frühe in die Stunde kommen, alle zugleich außer der Reihe aufsagen lassen und überhören.

Nachdem die Untergebenen etwan zween leichte Schriftsteller, wie z. E. Langens Gespräche und den Corn. Nepos fertig haben exponiren gelernt; so kann man sie nach und nach anfangen lassen, kleine Exercitia zu machen. Damit nun die Correktur in der

Schule nicht so viel Zeit wegnimmt, so gehet man das Exercitium mit ihnen durch, und fragt, wie die Wörter, Redensarten, nach einander gegeben werden müssen; und nachdem man sie hierinnen unterrichtet hat, läßt man sie das nöthige hinzuschreiben, und es zu Hause machen, es den folgenden oder nächstfolgenden Tag einbringen, und corrigirt es in ihrer Gegenwart: damit sie von ihren Fehlern desto augenscheinlicher überführt werden, und sie vermeiden lernen. Dergleichen Exercitia kann man sie die Woche etwan ein Paar machen lassen. Man muß aber mit dergleichen ja nicht zu früh anfangen; weil es sonst ein wahrer Zeitverderb ist. Außer diesem kann man auch nach und nach anfangen, ein wenig Latein mit ihnen zu sprechen; anfänglich nur von sehr wenigen bekannten, und zu ihrem Gewerbe gehörigen Sachen: damit sie ein wenig dreist und der lateinischen Mundart mehr geläufig werden.

Nachdem nun ohngefähr in dem ersten Jahre oder auch halben Jahre, wenn man nämlich mehrere Stunden, als eine täglich, auf das Latein zu wenden hat, die Schüler so weit gekommen sind, daß sie z. E. **Langens Gespräche**, den **C. Nepos**, und etwan die zwanzig oder dreyßig ersten Bücher vom **Justin** verstehen und expliciren können; so expli-

cirt

eirt man ihnen nicht mehr vor; sondern giebt einem jeglichen z. E. den drey oder vier ersten eins derer auf einander folgenden Kapitel vor, auf welches er sich zu Hause durch Hülfe eines Wörterbuchs, präpariren muß. So wie sie nun den folgenden Tag wieder in die Schule kommen, und die drey oder vier Kapitel in einer Stunde nach einander her expliciren; so wird man gewiß mit vielem Vergnügen inne werden, wie sehr die jungen Leute Fleiß anwenden; weil es immer einer dem andern zuvorthun will. Erhält man sie nun über dieses in der geziemenden Ehrliebenheit, giebt denen, die es verdienen, ihr verdientes Lob, und den Faulen Verweise; so kann man versichert seyn, daß dieses gewiß kein geringer Bewegungsgrund unter ihnen seyn wird, Fleiß anzuwenden.

Hat man es übrigens erst so weit gebracht, so ist die übrige Bemühung in einer Sprache immer weiter zu kommen, in der That nur eine Kleinigkeit, und verursachet gar geringe Mühe. Weil auch die Schüler selbst immer mehr Lust darzu bekommen; denn sie werden begierig, und wollen den Innhalt des Schriftstellers gern wissen, und um desto mehr, je angenehmer dieser ist: so kann man gewiß versichert seyn, daß sie es in kurzer Zeit weit bringen werden.

Können sie leichte und mittelmäßig schwere Schriftsteller in ungebundener Schreibart verstehen, so fängt man Poeten mit ihnen an, und zwar natürlicher Weise diejenigen zuerst, deren Inhalt bey andern vorausgesetzt wird; z. E. des **Ovidius Bücher von den Verwandlungen, den Virgil, Horaz** u. s. f. da man ihnen denn beständig die hohen und schönen Gedanken recht begreiflich machen, und ihnen das wahre Schöne zeigen muß: wodurch sie denn zu deren Lesung immer mehr Lust bekommen.

Damit aber ja die allerliebste Grammatik nicht ganz und gar hintenangesetzt werde; so kann man sie den Schülern entweder eine Stunde in der Woche, nachdem sie etwan ein Jahr auf die angezeigte Art unterrichtet worden sind, erklären; oder die Regeln aufschlagen lassen, wenn sie analysiren, oder auch Exercitia durchgehen, und ausarbeiten müssen; und zwar blos, damit sie einsehen lernen, wie man aus derjenigen Sprache, die ihnen nunmehr so ziemlich bekannt ist, allgemeine Regeln gezogen, welche man zusammen genommen, und die Sprachlehre oder Grammatik genennet hat. Will man sie aber ja an Regeln gewöhnen, so kann man ihnen die Hauptregeln, aber allemal beym Expliciren oder Analysiren, oft genug vorsagen; so werden sie

selbige

selbige eher zugleich in Exempeln begreifen lernen und behalten; als wenn sie selbige aus der Grammatik auswendig lernen müssen.

Daß man auch auf eben die Weise die griechische, lateinische, und überhaupt alle Sprachen in der Welt, am ersten, leichtesten und gründlichsten erlernen könne, daran ist im geringsten nicht zu zweifeln: denn es lehrt es die Erfahrung in unzähligen Beyspielen.

Was aber das Latein anlanget, so habe ich vor einiger Zeit einen Versuch mit etwan zehn bis zwölf jungen Leuten gemacht, die zwischen zehen und vierzehn Jahren waren, und sie nicht länger unterrichtet, als jegliche Woche vier Stunden. Mit Langens Colloquiis mußte der Anfang gemacht werden, weil die stärksten unter ihnen kaum ein bischen lesen konnten. Nachdem ich sie zwey Jahr informiret hatte, so konnten sie nicht nur die gedachten Colloquia, sondern den Nepos und die ersten sechs und vierzig Bücher des Justin, dergestalt fertig expliciren, daß ich jegliche Stunde vier Kapitel aus demselben konnte erklären lassen: und wenn ich allemal vieren, einem jedweden nämlich unter ihnen, ein Kapitel aufgab, sich darauf zu präpariren, und diese vier Kapitel in der Stunde den folgenden Tag darauf erklären ließ; so kann ich eben

nicht sagen, daß ich nöthig gehabt hätte, vieles darbey auszusetzen: vielmehr kann ich mit Grunde der Wahrheit versichern, daß, wenn ich einen unter meinen Schülern aufgerufen, und ihm ein Kapitel aus dem erwähnten Schriftsteller habe erklären lassen, das er noch niemals angesehen, er solches ebenfalls, ohne mein sonderliches Zuthun, so nach der Construktion aus einander zu setzen, gewußt hat, daß ich völlig überzeugt worden bin, er habe den Sinn des Schriftstellers richtig eingesehen. Das vornehmste, was ich bey den jungen Leuten zu thun hatte, war die Ausbesserung der hochdeutschen Redensarten: welche ihnen aus der Ursache Mühe machten, weil sie geborne Niedersachsen waren. Uebrigens kann ich mit eben der Aufrichtigkeit versichern: daß in meine Informationsstunden, die ich mit ihnen hielt, öfters Gelehrte gekommen sind, welche in den vornehmsten Schulen Deutschlands eine geraume Zeit die schönen Wissenschaften gelehrt hatten, die sich mit Verwunderung verlauten ließen: sie hätten nicht geglaubt, daß es möglich sey, in einer so kurzen Zeit junge Leute so weit zu bringen, die nur einen so sehr geringen, oder eigentlicher zu reden, gar noch keinen Anfang in einer Sprache gemacht hätten.

Damit

Damit aber auch erhellen möge, daß die berühmtesten Humanisten unserer Zeit diese Lehrart nicht nur nicht verwerfen, sondern sie billigen und empfehlen, so will ich nur noch ein Beyspiel anführen. Als ich den einzigen Sohn eines Hofraths in Göttingen, bey welchem ich im Hause wohnte und speisete, im Lateinischen und Griechischen täglich zwo Stunden zu informiren, gebeten wurde, und ich meine Unterweisung auf die eben erwähnte Art einige Wochen mit gutem Nutzen fortgesetzt hatte; so fragte mich der Vater, was ich für eine Lehrart beobachtete? Ich antwortete, sie sey diejenige, wie ich sie eben vorher beschrieben habe. Weil ich nun merkte, daß er darüber ein wenig stutzig wurde, weil diese meine Art des Unterrichts von der ziemlich abwiche, nach welcher der junge Mensch sonst in der öffentliche Schule unterrichtet worden war; so fügte ich hinzu: ich merkte, er sey so besorgt für seinen Sohn, wie es einem rechtschaffenen Vater Ehre machte. Damit ich ihn nun überzeugen möchte, daß ich keinesweges in einer Sache von Wichtigkeit nach bloßem Eigensinne zu verfahren gewohnt sey, sondern gern den Rath der Verständigern annähme; so wollte ich mit seinem Sohne zu dem Professor **Gesner** gehen, ihm meine Lehrart aufrichtigst anzeigen, und von ihm erwarten, ob er sie billigen, oder mir eine andere vorschreiben

ben würde: in welchem letztern Falle ich denn seiner Vorschrift genau zu folgen versprach. Welches sich denn der Vater sehr gern gefallen ließ.

Als ich nun diesem berühmten Humanisten die versprochene Rechenschaft gegeben hatte; so billigte er mein Verfahren vollkommen; und klagte zugleich über die gewöhnliche Lehrart auf den meisten Schulen, da man der Jugend durch das beständige Auswendiglernen der grammatikalischen Regeln, vielmehr einen Abscheu für den Sprachen beybrächte, als ihr nützlich wäre; fügte hinzu: nachdem er z. E. das lateinische Vater unser und den Ausdruck, panem nostrum, gelernt, so habe er niemals panem nostram gesagt, ohne die Regel, panis, penis &c. zu wissen, oder sich darauf erst zu besinnen. Uebrigens habe er seinen einzigen Sohn, von der allerzartesten Kindheit an, ohne Grammatik unterrichtet, beständig Latein zu ihm gesprochen, und als er in einem Alter von zwey Jahren zu reden angefangen, so habe er Lateinisch geredet. Weil nun nicht alle solche Lehrmeister in den gelehrten Sprachen haben und haben können, wie dieser große Humanist war: so sollte man doch wohl glauben, daß die beständige Lesung der alten Schriftsteller das sicherste Mittel wäre, diese Sprachen zu lernen.

Das

Das einzige, welches man, wie ich hoffe, noch wider diese Lehrart mit einigem Scheine einwenden möchte, würde dieses seyn: daß es das Ansehen habe, als ob man von allen den Lernenden gleiche Fähigkeiten forderte, weil man sie beständig so genau in einer Lection hielte. Und ich antworte: eben hierinnen besteht der allergrößeste Vortheil auch wirklich. Denn, wenn z. E. in jeglicher Stunde drey bis vier Kapitel erklärt werden, so ist zwar nicht zu läugnen, daß einige unter ihnen ein solches ziemlich starkes Pensum eher übersehen und begreifen werden, als andere, die langsamer von Fähigkeiten sind. Indessen nehmen doch alle unläugbar zu, wenn sie allerseits genau Achtung geben: und mehr kann man auch von ihnen nicht fordern; man würde auch nicht mehr erhalten, wenn man gleich jeglichen einzeln vornähme und unterrichtete. Erhält man aber den größesten Vortheil, den man nur erlangen kann: was will man denn weiter? Uebrigens wird ja der Lehrer leicht sehen, ob einige gar merklich zurück bleiben; und wenn dieses ist, so kann er die Pensa abkürzen, und ein jegliches ein oder ein paarmal mehr erklären lassen. —

Worauf also der Lehrer vornehmlich zu sehen hat, ist dieses: daß er 1) seine Schüler sämmtlich immer in einer Lection erhält, und

2) sie

2) sie auf das allersorgfältigste zur Achtsamkeit gewöhnet: jenes hängt von ihm oder denen ihm gegebenen Vorschriften ab, und seine Schüler kennen hierwider nicht handeln; dieses aber kommt auf sie meistentheils an. Denn die Lehrart sey noch so gut, so wird sie denen nicht zu statten kommen können, die nicht darauf achten. Mithin ist dieses als das größeste Vergehen von ihnen anzusehen, wenn sie dem Lehrer nicht die gehörige Aufmerksamkeit gönnen, und mithin die rechtmäßigste Ursache, worüber sie gezüchtiget werden müssen, wenn sie mit Gutem nicht gehorchen wollen. Es wird aber dieses selten nöthig seyn: denn, indem sie alle in einerley Lection gehalten werden, so unterscheiden sich die Unachtsamen gar zu deutlich von den andern, welche es ihnen zuvorthun; und mithin werden alle durch eine löbliche Ehrliebenheit angehalten, achtsam und fleißig zu seyn. Uebrigens haben die schönen Wissenschaften gewiß schon so viel Annehmlichkeit, daß sie die Neugierde der Jugend reizen, wenn sie nur gehörig vorgetragen und behandelt werden. Weswegen denn die empfindliche Züchtigung nur etwas seltenes, oder mehr eine Kränkung der Ehrliebenheit, als Kreuzigung der Empfindung seyn muß. Daß dieses übrigens von Kindern, und nicht von völlig erwachsenen Jünglingen zu verstehen sey, wird ohne Erinnerung leicht eingesehen werden;

denn

denn im Falle diese bey solchen Jahren noch so wenig Achtsamkeit auf ihre eigne zeitliche Wohlfarth haben; so ist schon alle Hoffnung verlohren, auf einige Weise was Gutes mit ihnen anzufangen; sondern es ist besser, sie lieber ihrem Schicksale zu überlassen, als seiner Gesundheit zu schaden: welches bey diesen eher zu besorgen ist, als wenn man sich noch mit solchen beschäftiget, die wenige oder keine Ueberlegung haben.

Ob nun gleich jedermann von dem vorzüglichen Nutzen dieser Lehrart der Sprachen überzeugt werden sollte, wenn er ihn aus der Erfahrung mit häufigen Beyspielen vor Augen siehet; so giebt es dennoch Leute, die nichts desto weniger immer sagen: ich kann gar nicht begreifen, weswegen man auf diese Art z. E. eher und eben so gründlich Latein lernen sollte, als nach der gewöhnlichen in unsern Schulen.

Diesen zu gefallen, muß ich doch zu allem Ueberflusse die Ursache, und zwar a priori, wie sie es verlangen, kürzlich anzeigen. Es ist aber dieselbe ungemein leicht einzusehen. Denn, hat jemand die Erklärung einer Periode aus dem Schriftsteller einer ihm unbekannten Sprache, auf die vorher angegebene Art, begriffen, so hat er sich 1) im Lesen geübt, 2) Wörter, 3) Redensarten, 4) die Verbindung

bindung der Wörter, und 5) das, was er aus keiner Grammatik durchaus lernen kann, aber das eigenthümliche und vornehmste einer Sprache ausmacht, und schlechterdings durch die Lesung erhalten werden muß, die Construktion, gelernt. Setzt er sich nun während der Zeit hin, und lernt ein Paradigma von einer Deklination auswendig, welches ohnedem, so fertig er es auch inne hat, morgen gewiß wieder vergessen ist; so weis er gar nichts: denn er hat hier nicht die allergeringste Verbindung, oder Grund, weswegen die Endigung so und nicht anders ist, oder überhaupt etwas, welches dem Gedächtnisse zu statten kommen könnte. Und dieses ist die Ursache, weswegen man durch das vorher angegebene Verfahren eher eine Sprache lernen kann, als durch das Auswendiglernen der Grammatik: denn was ich oben von dem Paradigmate in derselben gesagt habe, gilt von allen Regeln derselben überhaupt. Will man also ja eine Grammatik lernen; so wird es am allerbesten geschehen, wenn man die Sprache schon ziemlich gut inne hat; vor Erlernung derselben aber ist sie der augenscheinlichste Zeitverderb. Auch dieses will ich sowohl a priori, als mit meiner und vieler anderer Erfahrung beweisen.

Der menschliche Verstand fällt niemals auf das Allgemeine zuerst, sondern er gelangt

zu

zu diesem ganz natürlicher Weise erst nachher, wenn er viele Fälle von eben der Art gesammelt und sich gemerkt hat: und in diesem Verstande ist das Abstrahiren oder Gemeinmachen der Wahrheiten, dem Bauer so natürlich, als dem vornehmsten Gelehrten; und der Unterscheid unter der Art der Erkenntniß beyder, bestehet blos in der Verschiedenheit der einzelnen Wahrheiten, und nicht in der Sache selbst. Nun ist aber die Grammatik das Allgemeine von der Sprache; wer will denn also behaupten, daß man aus ihr diese erlernen könne; vornehmlich, da es gar nicht einmal möglich ist, alles, was einer Sprache eigen ist, unter allgemeine Regeln zu bringen, und welches das hauptsächlichste in derselben ist, nämlich die Construktion? Denn diese, oder den eigentlichen lateinischen Genium, wird man in Ewigkeit aus keiner Grammatik lernen; sondern der wird allemal den gebornen Lateinern am ähnlichsten reden und schreiben, welcher sie am fleißigsten gelesen hat.

Was endlich mein Schicksal, in Betracht des Lateinlernens, anbetrifft, so war es in meiner Jugend das gewöhnliche. Als ich im dreyzehnten Jahre, da ich seit vier, fünf Jahren keinen Präceptor mehr gehabt hatte, in eine mittelmäßige lateinische Schule, und zwar wegen meines Alters, ob ich gleich noch

nicht lesen konnte, oder es vielmehr wieder vergessen hatte, in die erste Klasse geschickt wurde, wo der Rector seine Schüler wieder in zween besondere Klassen getheilt hatte, deren untere Langens Gespräche, den Nepos, Julius Cäsar, u. d. gl. die obern aber den Virgil, Horaz, u. d. gl. lasen; so wußte der gute Mann mit mir nirgends hin: denn es war ihm unmöglich, mich allein vorzunehmen, weil er die Zeit nicht hatte.

Ich mußte also an mein Paradigma. Ich lernte auch fleißig; weil ich auch gern machen wollte, was andere machten: weswegen ich aber hierzu mehr Lust hatte, als zu dem Paradigma, weis ich nicht. Sobald ich dieses, meiner Meinung nach, recht gut inne, und der Rector Zeit hatte, mich auffsagen zu lassen; so war alles wieder weg, und ich wußte nicht das geringste. Weil nun der gute Mann sahe, daß ich fleißig lernte, und nichts begriff, so brauchte er so viel Vernunft, daß er mich nicht prügelte; woran es viele andere gewiß nicht hätten fehlen lassen.

Nachdem diese für mich betrübte Tour wenigstens acht Tage gewährt hatte, ohne, daß ich das geringste begriff; so fragte mich mein vernünftiger Rector, ob mir denn das Lateinlernen so sauer würde; und ich antwortete, ja,

so

so wie ich dachte. Zu meinem Glücke kam er auf den Gedanken, ich möchte vielleicht nicht Menschenverstand genug haben, diese abstracten Wahrheiten zu begreifen. Er machte also einen geringern Versuch mit mir, und wollte erfahren, ob ich zum Lesenlernen eben so ungeschickt sey, wie zum Paradigma, und befahl, daß ich mich zu einem seiner untern Schüler, welche den Nepos explicirten, setzen, und in dessen Buche mit nachlesen sollte, um wenigstens ein bischen lesen zu lernen. Und niemand war froher, als ich, weil er mich von dem Paradigma erlöset hatte.

Hier saß ich wohl vierzehn Tage, und lauerte auf alles, was vorgieng, wie ein Fuchs; ohne, daß mich der Rector lesen ließ: welches sich denn freylich für einen solchen Primaner nicht wohl schickte, als ich war. Weil mir nun die Zeit lang währete, und ich auch gern was zu thun haben wollte; so lauerte ich so lange, bis ein Kapitel aus dem Epaminondas zum viertenmale gemacht werden sollte, und die Reihe eben an mir war. Ich bath also den Rector, mich auch einmal lesen zu lassen, (denn ich wußte nicht, daß es exponiren hieß.) Als ich nun die Periode gelesen hatte, und nun auch gar anfieng zu erklären, und zwar das ganze Kapitel vom Anfange bis zum Ende; so war der ehrliche Mann unge-

mein froh, daß er der Mühe überhoben war, einen seiner Primaner lesen zu lehren, sondern von nun an nicht mehr Mühe mit ihm hatte, als mit den übrigen seiner Schüler: ich aber noch mehr, da ich kein Paradigma mehr lernen durfte, und der brave Mann mir noch überdieses wirklich zutrauete, daß ich eben so wohl einen Menschenverstand und fünf Sinne hätte, wie alle seine übrigen Schüler. In einem halben Jahre konnte ich nicht nur mit dem Nepos und Cäsar ziemlich gut zu recht kommen; sondern ich kam auch von ohngefähr an einen Curtius, traktirte diesen vor mich selbst, und begriff ihn durch Hülfe eines Wörterbuchs und der kurzen lateinischen Noten des Cellarii, wie die vorhergehenden beyden, und je deutlicher ich merkte, daß ich zunahm, je mehr Lust bekam ich: denn das, was ich aus diesen Büchern lernte, war mir ganz unschätzbar. —

Nehmen Sie es ja nicht übel, mein liebster, bester Freund, daß ich Ihnen diesesmal einen so ungeschickten langen Brief geschrieben habe. Sie sollen in Betracht Ihrer Geduld dadurch schadlos gehalten werden, daß ich Ihnen keine ekelhafte Applikation mache; weil Sie von dem Schulverderben so wohl überzeugt sind, als ich. Uebrigens wissen Sie ja wohl, daß das Langweilige oder Weitläuftige

meine

meine Gewohnheit eben nicht ist. Allein ich halte die Sache von gar zu großer Wichtigkeit: und Sie sind ja mit mir überzeugt, daß in den Schulen, wo man die schönen Wissenschaften treibt, das künftige Schicksal der ganzen gelehrten Welt geschmiedet wird. — Wie würde Ihnen zu Muthe geworden seyn, wenn Sie neulich bey mir gewesen und gehört hätten, wie ein ehemaliger Schüler aus einer vornehmen Schule und jetziger Student, es mir feyerlich zuschwohr: er wisse ein Beyspiel von seinem Rector, daß er einsmals über drey Zeilen aus einem griechischen Dichter vierzehn Tage mit deren Erklärung zugebracht habe. Und in diesem erschrecklichen Gewäsche habe sich der Mann mit seiner Gelehrsamkeit wahrhaftig nicht wenig zu gute gethan. — Jedoch, wenn ich unzähligen von diesen Leuten die allergerechtesten Vorwürfe gemacht hätte, so würden sie mich wegen meiner Kritik nur hassen, und sich doch nicht bessern: denn Gewohnheit und Herkommen sind alte Tyrannen, welche ihre Sklaven mit unauflöslichen Ketten fesseln. Leben Sie wohl ꝛc.

Sechster Brief.

Mein allerliebster Freund!

Sie haben es wahrhaftig am allerwenigsten Ursach, mit Ihrer scientifischen Rechtsgelahrheit groß zu thun. Sagen Sie mir um des Himmels willen! was haben Sie für einen Erkenntnißgrund in Ihrer sogenannten Wissenschaft? — Sie werden antworten: Gesetze des Landesherrn und der ganzen Nation, welche sie respektiren müssen: und wenn sie dieses nicht thun; so haben wir schon Mittel, sie darzu zu zwingen. —

Ich frage ja nicht, ob Sie und Ihre Obrigkeit vermögend ist, die Befolgung ihrer Gesetze mit Gewalt zu unterstützen; denn hiervon bin ich mehr denn zu wohl überzeugt, ich werde mich auch wohl vorsehen, daß ich, so viel immer an mir ist, nicht darwider handle, sondern nicht nur den schuldigen Gehorsam und Ehrfurcht gegen diese Gesetze und Obrigkeit beweisen, sondern auch deren Nutzen und Einfluß in das Beste der Unterthanen erkennen. Nur rede ich blos von der Rechtsgelahrheit in so fern, als sie eine Wissenschaft seyn soll, oder dafür ausgegeben wird. Mithin müssen Sie wohl merken, daß ich keinesweges den Grund, die Billigkeit dieser Gesetze läug-

läugne, vielweniger daran zweifle, daß die Unterthanen gehalten seyn, ihnen zu gehorchen; sondern ich betrachte nur das eigentlich wissenschaftliche derselben: und mithin ist diese meine Betrachtung blos eine gelehrte, philosophische, oder wie Sie sie nennen wollen; und die überhaupt keinen Einfluß in die Handlungen der Menschen haben soll.

Daß dieses kein Verbrechen seyn kann, erhellet daraus: weil ein jeder, vornehmlich Gelehrter, welcher hierzu den Beruf hat, schuldig ist, zu der Erkenntniß nützlicher Wahrheiten und deren Aufklärung, so viel beyzutragen, und sie in ein mehreres Licht zu setzen, als an ihm ist. Dieses geschiehet aber vornehmlich, wenn man die ersten Gründe der Wissenschaften genau untersucht, und diejenigen Zweifel gerade herausſagt, die man wider sie einwenden kann: weil alsdenn deutlich erhellet, ob sie falsch oder wahr sind, und die Probe einer wissenschaftlichen Erkenntniß aushalten.

Eine genaue Untersuchung ist einer jedweden Wissenschaft nicht nur niemals unanständig, sondern macht ihr in der That Ehre. Seit der Zeit, da in den neuern Zeiten Peter Bayle anfieng, wider die theologischen Lehrsätze Zweifel zu erregen, so hat man gesehen,

wie billig es sey, diese von göttlichen Wahrheiten zu unterscheiden, und die Lehren einzelner Gottesgelahrten genauer einzuschränken. Jene glichen dem reinsten Golde, und bekamen immer einen desto größern Glanz, je mehr sie durch die Zweifelsucht der partheyischen oder unpartheyischen Gelehrten geläutert wurden; diese aber den Schlacken, welche mit dem Golde wenig oder nichts gemein hatten; und eben daher verdienten, abgesondert zu werden.

Ich wenigstens hege zu viel Billigkeit gegen die wirklichen Irrthümer der Menschen, als daß es mir möglich wäre, sie ohne Unterschied, aus Bosheit und Vorsatze zu erklären: wollen Sie gegen den eben so viel Nachsicht gebrauchen, welcher Ihnen in aller Aufrichtigkeit solche Zweifel mittheilet, die Sie vermuthlich nicht werden heben können; so hoffe ich in Wahrheit darzu beyzutragen, daß Sie von der Vollkommenheit Ihres Justizwesens nicht mehr so übertriebene Begriffe hegen, wie bisher; sondern eingestehen, daß eine Reformation in demselben höchst nöthig sey.

Indem Sie mir vorerwähntermaaßen auf meine Frage, den Erkenntnißgrund in dem Justizwesen betreffend, antworteten: die Gesetze des Landesherrn oder der Nation, welche in jenem vorgestellet wird, sey Ihr Erkenntniß-

nißgrund; so antworten Sie eigentlich als ein Advokat, und nicht als Rechtsverständiger. Das Geschäfft des erstern ist die Erkenntniß der Gesetze, und die Fertigkeit, die Sache seines Klienten nach dem Sinne derselben zu betreiben, dem Richter dieselbe vorzutragen, und dessen Ausspruch zu erwarten. Mithin wird von ihm nicht erfordert, die Rechtmäßigkeit derselben zu untersuchen, oder darüber zu kritisiren, auch erlaubt man dieses nicht einmal den untern Gerichten, sondern dieses Geschäfft gehört eigentlich vor die höchste Obrigkeit.

Da ich nun weis, daß Sie Ihren Charakter nicht bloß in dem Charakter eines Advokaten eingeschränkt wissen wollen, sondern prätendiren, von den Landesgesetzen überhaupt den geziemenden Grund angeben zu können; so werde ich weiter fragen: was haben diese Gesetze für einen Grund? Und Sie werden mir antworten: das allgemeine Beste der Unterthanen, oder des ganzen Staats überhaupt. Einen andern Grund können Sie unmöglich annehmen: denn dieser ist derjenige, welcher nicht nur der Landesregierung, sondern einer Nation überhaupt, die meiste Ehre macht: und jedermann, welcher gegen weise Gesetze Hochachtung hat, beruft sich allemal auf diesen Grund, wenn von der Rechtmäßigkeit der Gesetze die Rede ist.

Würde dieser Erkenntnißgrund bey dem Ursprunge aller und jeder einzelner Gesetze genau beobachtet, welcher Verfügung in einem Staate wäre man mehr Hochachtung und Ehrfurcht schuldig, als dieser? Allein, man muß zwar bekennen, daß alle höchste Obrigkeiten allemal diesen sehr löblichen Zweck gehabt haben, (denn wer könnte wohl so boshaft argwöhnisch seyn, das Gegentheil zu behaupten?) indessen haben einzelne Fälle die Gesetze veranlasset, und nachher hat man sie auf unzählige andere höchst irrig angewendet, welche lange nicht von eben der Art waren, sondern einen ganz andern Veranlassungsgrund (wenn ich mich so ausdrücken darf,) abgegeben, und mithin ein ganz ander Gesetz würden veranlasset haben, wenn sie auf gleiche Weise der Grund, oder Ursache eines Gesetzes gewesen wären. Ich will mich sogleich, in augenscheinlichen Beyspielen, deutlicher erklären.

Nichts ist dem gemeinen Wesen so nöthig, als daß Friede und Ruhe erhalten, und ein jeder bey der Erhaltung seines Lebens, Gesundheit und dem Besitze seines Eigenthums so nachdrücklich geschützt wird, als es möglich ist: und dieser Grundsatz hat, wo nicht alle, doch die allermeisten Gesetze veranlasset. Nach dem Verhältniß nun, in welchem jemand diesem Grundsatze zuwider handelte, verdiente er gestraft

straft zu werden. Weil aber alle Glieder oder Bürger des Staats fordern können, daß sie in dem Genusse ihres Lebens, Gesundheit und Besitze ihres Vermögens, oder auch der allernothwendigsten zum menschlichen Leben nöthigen Bedürfnisse, geschützet werden; so folgt, daß eine jedwede Einrichtung des gemeinen Wesens von der Art seyn müsse, daß es wenigstens niemandem an Gelegenheit fehlt, seinen nothdürftigen Unterhalt zu gewinnen: und wem hierzu die Mittel abgeschnitten sind, dem kann es gar nicht verarget werden, daß er z. E. da zugreift, wo er z. E. Brod siehet, um nicht Hungers zu sterben. Denn alle Menschen ohne Unterschied haben an den zu der Unterhaltung ihres Lebens und Gesundheit nothwendigen Bedürfnissen gleiches Recht, so bald sie bereit sind, sich nebst andern gleich ehrlich zu nähren, zu arbeiten, den übrigen Gliedern zu dienen, und ihnen nützlich zu werden.

Nun hat man in einem Staate freylich solche Glieder leider mehr denn zu oft entdeckt, welche aus Faulheit nicht arbeiten, oder sich auf eine anständige Art nähren wollen, oder ihr Vermögen liederlich verschwendet haben. Weil sie aber dennoch leben müssen, so sind Diebstahl, Betrug, oder andere unerlaubte Mittel, ihre Zuflucht in dieser Nothwendigkeit geworden. Wider

welche

welche man denn freylich gedrungen worden ist, scharfe Gesetze zu geben, um diesem Uebel abzuhelfen, und andere in dem rechtmäßigen Besitze des Ihrigen gehörig zu schützen.

So rechtmäßig dieses Verfahren wider dergleichen schädliche Glieder des gemeinen Wesens ist, eben so irrig ist die Anwendung dieser Gesetze, sowohl in Betracht der verhältnißmäßigen Strafe, als der höchst falschen Anwendung geworden. Wir wollen die Diebe zuerst zu einem Beyspiele annehmen. Was erstlich die verhältnißmäßige Bestrafung derselben anbetrift, so ist dieselbe ganz und gar nicht beobachtet, wo diese Verbrecher am Leben gestraft werden: weil niemand schärfer gestraft werden kann, als er verbrochen hat. Denn was ist für eine Verhältniß zwischen dem Leben eines Menschen beobachtet, wenn er wegen der Entwendung einiger Thaler Geld am Leben gestraft oder aufgehangen wird? Denn das menschliche Leben steht ja in keinem Verhältniß mit dem Gelde oder irrdischen Vermögen. Und wodurch wird derjenige schadlos gehalten, wenn der Dieb am Leben gestraft, und mithin auf ewig außer Stand gesetzt wird, dasjenige wieder zu ersetzen, was er gestohlen hat? Wäre nicht das Gesetz wegen der Strafe des Diebstahls viel weislicher, wenn man den Dieb in einem Werk- oder

Zucht-

Zuchthause so lange zur Arbeit strenge anhielte, bis er das Gestohlene ein oder mehreremale wieder ersetzt hätte? Dem Diebstahle würde dadurch gewiß nicht weniger gesteuert werden, als durch die Lebensstrafe.

Man wird hierwider einwenden: 1) wird einem Laster allemal desto nachdrücklicher vorgebeugt, je härter die darauf gesetzten Strafen sind. Mithin werden wir den Diebstahl desto besser verhindern, wenn wir ihn mit dem Tode bestrafen. Hierauf antworte ich: man wird durch diese mehrere Strenge der Strafe vor allen Dingen dieses erhalten, daß sich der Dieb allemal um desto sorgfältiger in Acht nimmt, nicht ertappt zu werden: und diese Sorgfalt wird allemal mit der Strenge dieser Strafe in gleichem Verhältniß seyn. Unter zehn Diebstahlen wird man nicht leicht einen entdecken: und das gemeine Wesen, oder auch derjenige, welchem der Diebstahl entwendet worden, ist nichts damit gebessert, wenn gleich einer zuweilen ertappt und aufgeknüpft wird.

Wenn man 2) vorgiebt: die Ersetzung des Diebstahls sey nicht allemal möglich; denn der Dieb hätte öfters so viel gestohlen, daß er, wenn er auch die Zeit seines Lebens noch so strenge zur Arbeit angehalten würde, nicht einmal das Einfache, vielweniger gar Drey oder

Vier-

Vierfache des Gestohlnen wieder ersetzen könne, mithin sey dieses neumodige Gesetz eine Grille, so antworte ich: weil der Mensch ohne Zweifel das allerbrauchbarste Thier unter allen ist, so wird es nur darauf ankommen, daß man es nur zu gebrauchen weis, und zu der Arbeit gehörig anhält; so wird ein solcher Verbrecher allemal mehr gewinnen, als der nothdürftige Unterhalt beträgt, den er braucht. Der Ueberschuß gebe man dem nach und nach wieder, den er bestohlen hat; so wird dieser doch wenigstens zum Theil schadlos gehalten. Wird der Verbrecher aber am Leben gestraft, ganz und gar nicht. Vielmehr hat die Obrigkeit noch darzu merkliche Kosten, wenn sie einen solchen mit dem gewöhnlichen Gepränge zum Galgen führen und abthun läßt.

Gesetzt aber auch, es wäre vollkommen recht, Diebe von dieser Art, welche nämlich nicht in der äußersten Nothwendigkeit sind, oder aus Hunger z. E. stehlen, sondern aus Faulheit sich nicht ehrlich nähren wollen, am Leben zu strafen, ob man dieses gleich nimmermehr beweisen wird; so macht die irrige Anwendung dieses Gesetzes, daß es unzähligen Mißbräuchen unterworfen ist. Denn man dehnt es öfters auf solche Fälle aus, auf welche es unmöglich angewendet werden kann, ohne in den meisten zu untersuchen, was der Dieb

für

für Bewegungsgründe gehabt habe: ohngeachtet dieses doch allemal, wo von der Moralität der menschlichen Handlungen, ob sie Strafen oder Belohnungen verdienen, höchst nöthig ist; sondern man macht das vorhergehende Gesetz allgemein, und sagt: wer so und so viel gestohlen hat, muß hängen. Welches denn freylich der allerwidernatürlichste und unverantwortlichste Mißbrauch eines Gesetzes ist, den man sich nur vorstellen kann.

Nach diesem methodischen Grundsatze habe ich einsmals eine Verbrecherinn aufhängen gesehen, die um sechs oder acht Groschen sterben mußte; und die Beschaffenheit ihres Verbrechens war diese: Sie diente bey einem Einnehmer in einem Lande, wo nach den Gesetzen der Hausdiebstahl, wenn er fünf Thaler beträgt, mit dem Strange bestraft wird. Man hatte, während der Inquisition, von der Verbrecherinn herausgebracht: daß sie ihrer Herrschaft zu mehrernmalen, bald heimlich Brod, bald ein bischen Mehl, und andere zum Leben höchst nöthige Bedürfnisse, entwendet hatte, um sich den Hunger zu stillen; weil sie nächst dem schmalen Lohne, nicht halb satt zu essen bekommen hatte: und die Frau, bey der sie diente, war auch bey jedermann als ein solcher Unmensch berüchtiget, daß sie wegen dergleichen

chen Betragens, keinen Dienstbothen behalten konnte.

Aus dieser Nothwendigkeit gedrungen, hatte die Verbrecherinn die Gelegenheit abgesehen, da ihr Herr den Schrank nicht verschlossen hatte, worinnen er die herrschaftlichen Gelder verwahrete. Aus diesem hatte sie ein Papier genommen, mit zwey oder drey Thalern kleiner Münze, aber ohne zu wissen, daß in dem Papiere zugleich Gold war, und die ganze Summe vierzig Thaler betrug. Der Herr entdeckte sogleich den Diebstahl, weil niemand außer seiner Frau und der Magd in das Zimmer gekommen war; er wurde gefunden, und wieder bis auf sechs oder acht Groschen herbeygebracht; für welche sich die Verbrecherinn Brod, Butter, u. d. gl. gekauft hatte, und sich damit entschuldigte, sie habe ihren Hunger stillen wollen, weil sie von ihrer Frau nicht halb satt zu essen bekäme. Allein diese kehrte sich an nichts, lief gleich einer Furie zu der Obrigkeit, zeigte das Verbrechen an; die Magd wurde eingezogen. Diese schützte vor: sie wäre nicht willens gewesen, so viel zu stehlen, sondern habe nur nach der Nothdurft getrachtet. Als die Einnehmerinn das Gewissen ängstigte, so erkannte sie sich schuldig, bath für die eingezogene, und drohete, sich selbst zu entleiben, wenn das Weibsbild am Leben

gestraft

gestraft würde. Allein es half nichts: dieser wurde der Proceß gemacht, und mußte hängen.

Und warum denn? — Weil man einen Solöcismum in dem Criminalrechte machte, und sich einbildete, es wäre möglich, daß man ein Gesetz haben könnte, vermöge welchem eine dergleichen That mit dem Leben bestraft zu werden verdiente. Weil man glaubte; das Verfahren nach einem Gesetze, welches der leichtfertige oder boshafte Diebstahl veranlasset hatte, ließe sich auch auf die allerunschuldigsten Diebe ausdehnen, welche sich durch den Diebstahl das Leben zu retten gesucht hätten. Endlich, weil man in dem höchst irrigen Wahn stund: ein Diebstahl gegen den Landesherrn sey viel sträflicher, als ein jedweder anderer: und ohne zu bedenken, daß bey jenem die übeln Folgen unendlich geringer sind, als wenn eine Privatperson durch Diebstahl um alles das Ihrige kommt, und öfters dadurch Zeit Lebens unglücklich wird. Wenn diese Folgen aber, wie billig, in einigen Betracht kommen sollen; so kann man mit gleichem Rechte vielmehr umgekehrt urtheilen: der Landesherr kann eher einen Diebstahl verschmerzen, als eine jedwede Privatperson; weil sich der jenem zugefügte Verlust auf alle seine Unterthanen, welche eigentlich den Diebstahl leiden, so verbreitet, daß er bey einem jeden derselben füg-

lich für nichts gerechnet werden kann. Mußte aber ein Diebstahl von sechs oder acht Groschen nothwendig mit dem Tode bestraft werden; warum hieng man denn die Frau Einnehmerinn nicht neben die Verbrecherinn, da doch jene die ursprüngliche und hauptsächlichste Ursache des Verbrechens war?

Allein, es fehlt auch sogar in solchen Beyspielen der augenscheinlichen Ungerechtigkeit, an Ausflüchten nicht. Denn man wird sagen: die Magd hätte doch nicht stehlen, sondern ihr Recht wider ihre Herrschaft bey der Obrigkeit suchen sollen. Ich antworte: sie weis ja so wenig was Recht ist, als wie sie dieses suchen soll. — Hier aber kommt man abermal mit einer eben so elenden juristischen Kanone, und sagt: die Unwissenheit des Rechts entschuldiget nicht; ohne zu bedenken, daß die Unwissenheit des Rechts nur bey denen nicht entschuldiget, deren Gewerbe die Erkenntniß der Rechte sind: und macht abermal eine eben so höchstverkehrte Anwendung dieser Regel, als die Anwendung des erwähnten Gesetzes wider den Diebstahl selbst war. — Gut, wird man ferner sagen, verstund die Magd die Rechte selbst nicht, so konnte sie einen Advokaten annehmen. — Weil Advokaten aber eben nicht gewohnt, und auch nicht gehalten sind, umsonst zu arbeiten; so hätte sich die

Magd

Magd vermuthlich die Kosten von ihrer Frau, welche sie halb verhungern ließ, ausbitten sollen, sie zu verklagen. Kurz, man fällt immer aus einem Absurdo ins andere, je mehr man dergleichen widersinnige Anwendungen der Rechte, welche sich durch nichts vertheidigen lassen, rechtfertigen will.

Aus einem ähnlichen Irrthume, wie man den an dem Landesherrn begangenen Diebstahl zu vergrößern wußte, giebt man auch dem Kirchendiebstahle eine fürchterlichere Gestalt, und sagt: wer eine Kirche bestiehlt, muß ohne Gnade und Barmherzigkeit aufgehangen werden; denn er scheuet nicht Gott, sein Heiligthum, und die heilige christliche Kirche. Wäre es möglich, daß uns der Dieb alles dieses entwenden könnte, so wäre der Strang noch eine gar zu gelinde Todesstrafe für ihn; allein so holt er sich ja nur die Reichthümer aus unsern Kirchen, welche mit dem lieben Gotte, der Religion und unsern andächtigen Uebungen nichts gemein haben, und gemein haben können; hat er jene, so läßt er uns sehr gerne in dem ruhigen Besitze von allen diesen. Was könnte nun wohl anders die Ursache seyn, einen solchen Diebstahl dem Verbrecher strafbarer anzurechnen, als ein aus einem wahren Aberglauben herrührender Fehler, vermöge welchen man alle diese irrdischen und unheili-

gen Güter höchst irrig mit dem Geistlichen, Heiligen und Göttlichen vermenget? Und die aus diesem Irrthume herrührenden widerrechtlichen Folgen immer auf die Rechnung des lieben Gottes schreibt?

Ein gewisser deutscher Prinz kam als Feind zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges in eine Kirche, welche zugleich eine Schatzkammer war: denn die Geistlichkeit hatte seit geraumer Zeit ein Kapital nach dem andern, durch allerley Kunstgriffe aus den menschlichen Gewerben an sich gezogen, und weil sie endlich nicht mehr wußte, was sie mit der großen Menge Silbers machen sollte; so wurden ein Dutzend Lehrer des Evangelii oder zwölf Apostel daraus gegossen. Als der Prinz in die Kirche kam, so nahm ers diesen guten silbernen Herren sehr übel, daß sie da so müssig stünden, und dem Befehle ihres Meisters nicht besser nachlebten. Er befahl ihnen also, sogleich in alle Welt zu gehen, die Heyden zu lehren; und hiermit ließ er Thaler daraus schlagen, mit der Ueberschrift: Gottes Freund und der Pfaffen Feind. Mit diesen besoldete der weise Prinz seine Soldaten, damit der erneuerte Befehl um desto besser befolgt werden möchte; und machte genau denjenigen Gebrauch mit diesen schätzbaren Herren, welcher

cher mit ihnen gemacht werden muß, wenn er rechter Art seyn soll.

Ey! wird man sagen, was ein Prinz oder großer Herr thut, darnach darf sich keine Privatperson richten. — Ey! werde ich antworten, die Moralität der Handlungen hänget keinesweges von dem höhern oder niedrigern Charakter derjenigen Person ab, welche sie unternimmt; sondern von dem innern Werthe der Handlung selbst: ist diese an sich unrecht, so wird sie der verschiedene Charakter nimmermehr rechtfertigen. Der eigentliche Unterschied, welcher unter der erwähnten Handlung des gedachten Prinzen, und einem (ohne Vergleichung zu reden) Kirchendiebe ist, besteht darinne, daß jenes Handlung eigentlich ein **Kirchenraub**, das ist, noch mehr war, als wenn der Prinz diese Schätze heimlich entwendet hätte. Da sich nun jenes in gewissen Fällen sogar rechtfertigen läßt; warum soll denn dieses für ein weit härter Verbrechen gehalten werden, als ein jedweder anderer Diebstahl?

Das Vornehmste, was den Kirchendiebstahl, dem Scheine nach, sträflicher machen könnte, würde der Fall seyn, da der Dieb die Kasse der Armen bestohlen, und diesen ihre Nothdurft entwendet hätte. Ich antworte:

Dieses Verbrechen wird nicht dadurch gröber, weil der Dieb den Diebstahl aus einer Kirche entwendet hat, sondern, weil es an sich ärger ist, eine und eben die Summe Geldes, z. E. einem Armen zu entwenden, als einem Reichen. Mithin ist die That gleich moralisch, die Armenkasse mag in einer Kirche oder Privathause bestohlen werden: folglich gilt auch eben das von diesem Diebstahle, was von einem jedweden überhaupt gesagt ist. Wie sehr weise würde also eine Obrigkeit vornehmlich in diesem Falle handeln, wenn der Diebstahl durch das Wiederverdienen bestraft würde. Die Armen würden sich freuen, wenn man einen solchen ertappt hätte, der nunmehr gezwungen würde, ihnen ihr Elend zu erleichtern: und sie würden wünschen, mit eben der Bedingung öfters bestohlen zu werden. So aber, da sie nichts wieder ersetzt bekommen können, weil ihr Beleidiger am Leben gestraft wird, und mithin auch ihre Hoffnung auf ewig hierzu verschwindet, jemals etwas wieder zu bekommen; so muß ihr Elend allerdings durch die Todesstrafe vergrößert werden.

Endlich sucht man die Todesstrafe der Diebe dadurch zu rechtfertigen, daß man vorgiebt, sie geschähe andern zum Beyspiele, damit diesem Laster desto mehr vorgebeuget werde; und weil an der Sicherheit des gemeinen Wesens

sens mehr gelegen sey, als an dem Leben eines einzigen Menschen. — Allein jenes ist ein Satz, wider welchen die Erfahrung augenscheinlich streitet: denn wo wird mehr gestohlen, als wo Diebe gehangen werden? Ich weis es nicht nur aus eigener Erfahrung, daß Leute in meiner Gegenwart bey dergleichen Vorfällen sind bestohlen worden; sondern glaubwürdige Personen haben mich eben dieses versichert, daß bey einer solchen Execution mehr denn zehen Personen, Gelder, Uhren, Dosen, Schnupftücher u. d. gl. wären gestohlen worden. Da also die Todesstrafe auch sogar nicht einmal in eben dem Augenblicke, da das Laster bestraft wird, einen Eindruck macht; wie kann man erwarten, daß dieser Eindruck von einer sonderlichen Dauer seyn werde? Was aber die vorgegebene Sicherheit des gemeinen Wesens anlanget, so kann ja dieselbe durch die Gefangenschaft des Diebes eben so wohl erhalten werden; und zwar, wie erwiesen worden ist, auf eine weit nutzbarere Weise, als wenn man ihn am Leben straft. Uebrigens wird ja dadurch, indem ein einzelner bestohlen ist, nicht das ganze gemeine Wesen unsicher. Straft man aber am Leben, wegen der erst noch möglichen Diebstähle, die ein solcher Verbrecher künftig begehen möchte; so ist man ja hiervon noch nicht überzeugt, sondern setzt voraus, daß der Dieb nie

zur Erkenntniß kommen könne, sondern müsse immer fortstehlen: und ein blos mögliches Laster verdient ja keine Strafe, oder darf vielmehr nicht gestraft werden.

Ein gewisser verunglückter Kaufmann in Lübeck bestahl vor Zeiten aus Verzweiflung den Armenkasten in der Kirche, mit dem Gelübde, daß, wenn ihm der liebe Gott in andern Welttheilen, wohin er reisen wollte, mehr Glück geben, und ihm Reichthum zuwenden würde; so wollte er jegliche einzelne Pfennige mit eben so vielen Dukaten der Armuth wieder ersetzen. Mit diesem festen Vorsatze geht er in Gottes Namen zu Schiffe; ist in einigen Jahren in Ostindien dergestalt glücklich, daß er nach seiner Zurückkehr nach Lübeck nicht nur sein Gelübde als ein gewissenhafter Mann erfüllete, sondern noch ein solches Kapital übrig behielt, von dessen Zinsen er nebst seiner sämmtlichen Familie reichlich leben konnte. Zu einem Beweise dieses hat man seine Bildsäule in der Gestalt in eben der Kirche neben den Armenkasten gestellet, wie er eine kleine Mulde voll Dukaten in denselben hineinschüttet. Wäre die Armuth wohl dadurch gebessert worden, wenn man ihn ertappt und aufgeknüpft hätte, oder daß der Dieb glücklich weggekommen? Da man jenes nicht behaupten wird; warum verwirft man denn schlechterdings

terdings alle Möglichkeit der Besserung eines Verbrechers? da sich doch die Umstände der Menschen öfters sehr ändern und bessern können; weswegen sie denn auch nicht einmal mehr nöthig haben zu stehlen: und die mehresten Diebe bekanntermaaßen aus Noth stehlen?

Eine ganz andere Bewandtniß aber hat es mit dem Mörder, welcher entweder aus Haß gegen seinen Nächsten, Raubbegierde, eine jedwede andere nicht verhältnißmäßige, oder andere lasterhafte Ursache, bewogen worden ist, ihm das Leben zu nehmen. Denn, da die Strafe allemal mit dem Verbrechen in gleicher Verhältniß seyn muß; so siehet man hier keine Ursache, weswegen ein solcher nicht am Leben gestraft werden müßte.

Allein, man begeht hier ungemein häufig eben den Fehler im Urtheilen, wie beym Diebstahle, und ziehet weder die Umstände noch Veranlassung in Betracht, die dem Todschläger gegeben worden sind; welches alles aber um desto nothwendiger ist, weil es Fälle giebt, in welchen jemand Vater und Mutter tödten, und dennoch unsträflich bleiben kann. Gemeiniglich wird die Moralität dieses Verbrechens aus dem Vorsatze, einzig und allein, beurtheilt; allein es ist dieses noch nicht genug: sondern man sollte zugleich alle Umstände

genau in Betracht ziehen, welche diesen Vorsatz veranlasset haben, und ob diese entweder in dem Todtschläger, dem Entleibten, oder andern Personen zu setzen seyn. Nicht zu gedenken, daß man niemals eine Handlung überhaupt unternimmt, ohne einen Vorsatz gehabt zu haben: und nun entsteht von neuen die Frage, wie lange muß der Vorsatz vor der That vorher gegangen seyn, daß man den Todtschlag als einen vorsetzlichen ansehen, und ihn mit dem Tode bestrafen kann? Weil sich hierauf nicht ausdrücklich antworten läßt; so ist offenbahr, daß man mehrere Umstände in Betracht ziehen müsse, als den Vorsatz allein. Der Hauptumstand aber, von welchem wir hier reden, ist dieser: ob der Todtschläger entweder durch das Verfahren des Entleibten, oder die Bosheit anderer, oder auch eine jedwede Ursache außer diesen, in einen solchen Gemüthszustand hat gesetzt werden können, daß er wegen Aufwallung der Leidenschaften, wovon er nicht selbst die Ursache gewesen, des Gebrauchs seiner Sinnen und Vernunft nicht mächtig gewesen ist. Es ist aber hier die Rede blos von denen Fällen, die kritisch sind. Denn, wenn jemand z. E. auf der Straße ermordet, und zugleich beraubt worden ist, so darf man die Bewegungsgründe eben nicht so weit suchen; nur muß erwie-

sen

sen seyn, daß der Inquisit beydes, den Raub und Mord, wirklich verübt habe.

Und nunmehr kommen wir natürlicher Weise auf den Inquisitionsproceß, und die Frage, wie dieser angestellt werden müsse. Hier ist die in den meisten christlichen Gerichten gewöhnliche Regel: wenn wir einen gegründeten Verdacht wider den Eingezogenen haben, er sey eines gewissen Verbrechens schuldig, so lassen wir ihn so lange martern, bis er gesteht. Und hiermit fängt man den Proceß mit der Execution an; ja in Betracht der Empfindung, welche doch hier allerdings in einigen Betracht gezogen werden sollte, ist dieses Verfahren noch viel ärger, als wenn man den Proceß von der Execution anfienge.

Ja, verantworten sich hier einige, wir lassen niemand eher martern, bis sich der Inquisit auf einen gewissen und zwar sehr hohen Grad gravirt befindet. — Ist er nur erst auf einen sehr hohen Grad gravirt, es mag dieser Grad so hoch seyn, als er immer wolle, so ist er doch noch lange keine Gewißheit, sondern bleibt noch immer eine bloße, obgleich gegründete **Muthmaaßung** und **Wahrscheinlichkeit**: wegen welcher niemand eher gestraft werden kann, bis die völlige Gewißheit des begangenen Verbrechens ausfindig gemacht

gemacht worden ist. Ihr aber nehmt den bloßen Argwohn, er sey so rechtmäßig, als er wolle, die bloße Wahrscheinlichkeit der begangenen That statt der Gewißheit an, und strafet aus diesem Grunde auf eine so barbarische und grausame Weise, als man es nicht einmal unter den allerwildesten Völkern, vielweniger unter solchen argwöhnen sollte, die so gesittet und geschliffen seyn wollen, als ihr; um wie viel mehr ist sie die abscheulichste Verunstaltung des Christenthums.

Andere eben so schlechte Vertheidiger dieses unmenschlichen Verfahrens, suchen sich aus nachfolgenden etwas künstlicher heraus zu wickeln, und sagen: wir lassen niemanden eher martern, bis wir gewiß wissen, daß er die That begangen hat; wenn er sie alsdenn nicht gestehen will, so martern wir ihn erst; und dieses wiederfährt ihm blos aus der Ursache, damit wir sein eigenes Geständniß erlangen. — Dieses ist gar auf die unanständigste Weise mit Unwahrheit gehandelt. Wenn hat man denn jemals das eigne Geständniß eines Diebes, Mörders oder andern Verbrechers in Betracht gezogen, wenn er die That im Angesichte einer großen Menge von Augenzeugen, oder wohl gar des Richters selbst, verübt hat, und ihn wegen des verlangten eigenen Geständnisses gemartert? Wäre

Wäre es nicht ein wahrer Unsinn, wenn man bey dem Kriegswesen, einen Ausreiser, welcher z. E. in der Schlacht, und im Angesichte einer Armee, zu den Feinden übergegangen, erst fragen, ob er zu den Feinden übergegangen sey, und im Falle er nicht gestünde, wegen des zu erhaltenden eigenen Geständnisses martern wollte? Mithin ist nichts weniger wahr, als dieses Vorgeben; und nichts ein so augenscheinlicher Beweis von der Ungewißheit des angeschuldigten Verbrechens, als wenn dem Eingezogenen die Marter zuerkannt, und er eher gestraft, als überführt wird.

Ey! wird man sagen, wir strafen ja nicht eher, als wir überführen, sondern die Marter ist blos eine zufällige Sache oder Nebenwerk, welches auf die Weise zur Beförderung der Wahrheit unternommen wird, indem wir demjenigen, welchen wir fragen wollen, die Daumschrauben aufsetzen, ihm durch Haarstricke die Muskeln bis auf die Knochen vom Leibe reißen, oder ihm vermittelst ein paar hölzerner Maschinen, die wir spanische Stiefeln nennen, sowohl die Muskeln als Knochen, sammt dem Marke der Beine dergestalt aus einander pressen, daß sie genau so breit als lang sind. Und dieses sind, so zu sagen, nur erst die Vorspiele der eigentlichen Marter. Nachdem wir uns indessen mit dieser Art des

Fra-

Fragens eine Weile die Zeit vertrieben haben; so frühstücken wir, damit wir wegen dieser schweren Bemühung nicht von Kräften kommen. Haben wir uns wieder gepflegt, so gehen wir wieder an unsere Hanthierung; und nun kömmt es ganz anders, als vorher.

Die Daumenschrauben lassen wir ihm an den Händen, auch wohl die spanischen Stiefeln, und wo möglich, auch die Haarstricke in den bis auf den Knochen gezogenen Narben; weil sonst diese ganze Frage nur ein bloßer Spaß, und unserm Hauptgrundsatze zuwider wäre, vermöge welchen wir dem Gefragten die Marter so sehr vervielfältigen müssen, als es möglich ist. Wir legen also den Gefragten ferner auf eine Maschine, welche einer Leiter ähnlich, und an dem obern Ende mit eben einem solchen Haspel versehen ist, mit welchem die hierzu gebrauchten Künstler das todte Vieh auf ihre Karren zu haspeln pflegen, wenn sie es ausschleppen wollen.

An die gebundenen und noch mit den Daumenschrauben versehenen Hände, befestigen wir einen Strick mit dem einem und dem andern Ende an den Haspel; und nun winden wir mit ungemeiner Kunst die Hände dergestalt in die Höhe, daß sie genau über den Hirnschädel, die Achseln aber in gerader Linie unterwärts zu

stehen

stehen kommen. Hierbey aber lassen wir es noch lange nicht bewenden, sondern treiben unsere Kunst noch viel weiter: denn wir dehnen auf diese Weise unsern Gefragten zuweilen dergestalt aus, daß er noch einmal so lang wird, als vorher, und überhaupt genau so weit, daß er nur nicht ganz und gar zerrissen wird. Denn dieses darf aus der Ursache nicht geschehen, weil er sonst das nicht antworten könnte, was wir haben wollen, daß er antworten soll, und eben so wenig, wegen der erhaltenen Antwort, vermögend wäre, die Strafe zu leiden, welche wir ihm zugedacht haben.

Nun machen die Gefragten, wenn wir ein dergleichen Verfahren mit ihnen vornehmen wollen, manchmal ganz verschiedene Wendungen. Einige, die sehr kitzlich sind, und eben nicht die festesten Muskeln, Knochen und Nerven haben, heulen, schreyen, lamentiren, fallen vor uns auf die Knie, und betheuren unter Anrufung alles dessen, was heilig ist, ihre Unschuld; welchem allem wir aber aus der Ursache keinen Glauben beymessen und beymessen können, weil wir schon voraussetzen, daß sie schuldig sind, und wir weiter nichts von ihnen verlangen, als das Geständniß, wegen welchen wir sie zum Tode verdammen können. Weswegen wir uns denn in unserm Verfahren nicht irrig machen lassen, sondern mit ihnen,

wie

wie eben beschrieben, zu Werke gehen. Geben sie uns nun eine solche Antwort, wie wir sie haben wollen, denn ein jeder weis schon, was er antworten soll; so machen wir ihnen kurz und gut den Proceß, und köpfen, hängen, rädern oder brennen, wie es die eingestandene That mit sich bringt.

Andere, die ein festeres Leder haben, lassen sich hingegen durch unser wiederholtes Fragen nicht abschrecken; sondern sagen uns kurz und gut, sie seyen unschuldig, und können das nicht gestehen, was wir gestanden wissen wollen, sondern müßten es darauf ankommen lassen, was wir mit ihnen vornähmen. Und bey so gestalten Sachen bekommen wir allemal ein gut Stück Arbeit. Wenn es öfters so weit mit ihnen kommt, daß ihnen die Daumenschrauben, spanischen Stiefeln und Haarseile recht nachdrücklich applicirt werden, so fangen sie gemeiniglich an erbärmlich zu schreyen, und gestehen dennoch manchmal nichts; alsdenn aber gehen wir, wie gesagt, immer weiter, und bringen sie endlich auf die Folter. Wenn wir sie nun auf derselben so weit ausgedehnt haben, daß sie beynahe zerreißen wollen; so machen wir auf folgende Art die Probe mit ihnen, ob wir mit unserer Hanthierung beynahe zu Ende sind. Wir nehmen ein Licht, setzen dasselbe nahe zu ihrem nackenden Körper,

und

und stellen uns an die Seite gegen über. Wenn wir nun in ihrem Leibe mehrentheils alle einzelne Eingeweide deutlich sehen und bemerken können, daß der Umlauf des Bluts immer nach und nach abzunehmen beginnet; so schließen wir daraus, der Gefragte sey entweder in einer Ohnmacht, oder gar dem Tode sehr nahe. Aus jener erwecken wir ihn durch eine gar künstliche Erfindung auf folgende Art wieder, indem wir einige aus Pech, Schwefel und andern ätzenden Materien zubereitete Kerzen anstecken, und ihm die durch das Feuer geschmolzene brennende Materie auf den nackenden Leib sprützen; welche denn an den Stellen, wo nur ein Tropfen derselben, gleich einer Linse groß, hinfällt, sogleich ein Loch, wie eine Hand groß, frißt. Da denn der Gefragte sogleich aus seinem ohnmächtigen Schlafe wieder ermuntert wird. Wenn es aber scheint, als ob der Tod der ganzen Hanthierung bald ein Ende machen möchte; so lassen wir die Winde oben ein wenig nach, damit der Gefragte nicht mehr so stark gedehnt bleibt, und halten ihm auch wohl einige stärkende Sachen vor die Nase, aber nicht in der Absicht, ihm die Quaal zu erleichtern, sondern damit wir ihn entweder sogleich auf eben die Art wieder nutzen können, wie vorher, oder, nachdem er in dem Gefängnisse durch die Kunst der Aerzte, Wundärzte oder des

Scharfrichters, wieder zu einigen Kräften gekommen ist.

Nachdem wir nun den Verbrecher auf diese Art ein oder ein paarmal gefragt haben, und er dasjenige niemals gestanden hat; so schlüßen wir daraus: er sey unschuldig. Und nunmehr thun wir ihm weiter nichts, als daß wir ihn entweder Zeit Lebens zu einer Gefangenschaft verdammen, die aber doch lange nicht so erträglich ist, als der schmählichste Tod; oder verweisen ihn auch ganz und gar aus dem Lande, damit andere Mächte, in ähnlichen Fällen, ihr Heil eben so an ihm versuchen mögen, wie wir. Dieses aber hat er allemal um desto mehr zu erwarten, weil er an dem Orte, wo man ihn kennt, von niemanden in Dienste genommen wird und sich mithin auch nicht ehrlich mehr nähren soll, wenn er auch wollte und könnte, weil gemeiniglich aber seine Gliedmaaßen so zugerichtet sind, daß er sie zu keiner Arbeit mehr brauchen kann. Da nun kein Mensch mehr Mitleiden mit ihm hat, weil er unter den Händen der Henker gewesen ist, und mithin durch das Betteln nichts gewinnen kann, erstlich aus der eben angegebenen Ursache, und ferner, weil jedermann glaubt, er habe noch gesunde Gliedmaaßen, und sey stark genug zum Arbeiten, wovon er aber das Gegentheil nicht beweisen darf; so ist offenbar,

daß

daß sich ein solcher zu nichts besser schickt, als das Diebeshandwerk zu ergreifen; weil er hierzu, wegen seines vorhergehenden Schicksals, schon nachdrücklich genug gezwungen wird.

Der Vortheil, welchen er hieraus ziehet, bestehet darinnen: daß er nunmehro weit klüger geworden ist, wie vorhero, und zwar in einer doppelten Betrachtung: einmal, daß er jetzt seine Sache viel schlauer anfängt, als vorher, er mag entweder stehlen, morden, oder beydes zugleich, nachdem er die Gelegenheit hat, vornehmen; zweytens, daß er nunmehr durch die Erfahrung überzeugt ist, es sey ungleich besser, lieber gleich alles dasjenige zu bejaen, was man von ihm wissen, und weswegen man ihn martern will, und immer so zu dichten, oder die Umstände so gut zusammen zu lügen, daß sie sich nur einigermaaßen passen, damit er je eher je lieber von der Welt kommt: indem er dieses für die allergrößeste Wohlthat schätzen muß, die man ihm nur erweisen kann, weil sein künftiges, höchstverachtetes, und mit einer immerwährenden Todesfurcht verbundenes Leben, als die unfehlbare Folge der Marter, so schuldig oder unschuldig er sie auch immer erduldet haben mag, unendlich betrübter und schmerzhafter ist, als die allerschmählichste Todesstrafe.

Dieses sind die Gründe, mit welchen man die Rechtmäßigkeit der Marter zu beweisen sucht. Ich habe dieselben in ihrer völligen Stärke vorgetragen, ohne den geringsten Beweisgrund wegzulassen. Drückt man aber dieselben nicht genau also aus, so sagt man doch in der That nichts anders: und die Folgen von der Marter sind in beyden Fällen, es mag der Gemarterte schuldig oder unschuldig seyn, im Falle er die Marter, ohne etwas zu bekennen, ausgestanden hat, und nachher wieder auf freyen Fuß gestellet ist, allemal diese: in dem erstern Falle wird er ein ärgerer Verbrecher, als er zuvor war, und in dem andern gewiß einer, wenn er zuvor noch keiner gewesen ist. Zwingt man aber dadurch dasjenige heraus, weswegen die Marter unternommen wird, ich meyne das Eingeständniß des angeschuldigten Verbrechens, es mag wahr seyn, oder nicht; so straft man den Verbrecher, so wie er es verdient, oder einen Unschuldigen unverdienter Weise, und vergießt unschuldig Blut, wenn nämlich die angeschuldigte That von der Art ist. Alles dieses also zusammengenommen, giebt uns den Lehrsatz: Bey dem ganzen Verfahren der Marter hat man überhaupt gegen einen einzigen Vortheil, den sie gewähren kann, einen dreyfachen Nachtheil. Außer diesen eben erwähnten vier Fällen giebt es noch einen einzigen, welchen wir nicht wohl unter

diese

diese rechnen können, weil er von einer ganz andern Art ist: weswegen wir von demselben nachher besonders handeln werden, weil er sehr merkwürdig ist. Indessen wollen wir nur noch den Rest überhaupt in Betracht ziehen, welchen man annoch zur Vertheidigung der Marter beyzubringen pflegt. Er besteht darinnen:

Wenn man nichts weiter mehr beyzubringen weis, wodurch die vertheidigte Meinung nur einigermaaßen einen Schein des Rechtes erlangen könnte, sondern ein Beweisgrund nach dem andern umgestoßen ist; so ist dieses die endliche Ausflucht: der Richter muß alles mögliche anwenden, wodurch die Wahrheit herausgebracht werden kann. Nachdem er also alle gelinde Mittel vergebens versucht hat; so schreitet er endlich zu diesem, welches freylich das härteste und strengste ist, welches er wählen kann. Weil er aber kein anderes mehr hat, so muß er also dieses zuletzt brauchen. Wollt ihr also dieses nicht gestatten; so lehrt ihn ein anderes: und so lange ihr dieses nicht könnt, müsset ihr die Marter als ein rechtmäßiges erkennen. —

Wir antworten ganz aufrichtig, sicher und ruhig: wir wissen kein Mittel, die Wahrheit unfehlbar heraus zu bringen. Deswegen

aber seyd ihr noch lange nicht berechtiget, die Marter ferner als ein Mittel zur Entdeckung der Wahrheit zu gebrauchen: und zwar, weil sie kein solches Mittel ist, wofür ihr sie ausgebet; wie solches theils aus dem Vorhergehenden und der Sache selbst, als aus unzähligen Erfahrungen zur Gnüge erhellet. Ihr erschleichet also den Satz und behauptet: die Tortur ist ein Mittel, die Wahrheit zu entdecken; und eben dieser ist es, welchen ihr erst erweisen müsset. Im kurz Vorhergehenden haben wir gesehen, daß man unter den vier möglichen Hauptfällen nur einen einzigen hat, da sie die Wahrheit heraus bringen kann, und zwar zufälliger Weise. Da aber die Menschen in den allerwichtigsten Fällen nach der Wahrscheinlichkeit handeln müssen, und sich die Wahrscheinlichkeit des Falles, den ihr irrig für allgemein ausgebet, zu der Wahrscheinlichkeit des Gegentheils, wie eins zu vieren, verhält; warum wollet ihr denn denjenigen Fall genau wählen, welcher die wenigste Wahrscheinlichkeit vor sich hat?

Man fährt indessen immer fort, und damit man doch auch einigermaaßen billig scheinen möge, so sagt man: es ist wahr, daß manchmal vermeinte Verbrecher unschuldig gemartert sind; allein, dieses ist doch etwas sehr seltenes: und man kann dahingegen nicht läugnen:

nen: daß unter hundert Fällen kaum einer vorfällt, da jemand auf eine solche Weise unschuldig leidet. Allein, dieser Satz ist eine eben so unerwiesene Voraussetzung und Erbettelung des erst zu beweisenden, als des vorhergehenden. Denn wüßte man in jedwedem Falle schon, ob man durch ihn die Wahrheit herausgebracht hätte, oder herausbringen könnte oder würde, so brauchte man ja die Marter überhaupt nicht. Vielmehr entwickelt sich dieses entweder erst in der Länge der Zeit zuweilen, oder auch manchmal nimmermehr. Wann nun das letzte, wie wir sicher annehmen können, das gewöhnlichste ist; wie will man denn den behaupteten Satz rechtfertigen: es ist kaum unter hundert Fällen ein einziger, da jemand unschuldig gemartert worden ist? Da man vielmehr sagen sollte: es entwickelt sich, oder man entdeckt kaum unter hundert Fällen einen einzigen, da man gewiß überzeugt wird, ob der, welcher die Marter ausgestanden hat, unschuldig oder schuldig gewesen ist. Ich will sogleich die Sache mit ein paar Beyspielen erläutern.

Unser Hochedle Rath ließ vor zwanzig Jahren allhier eine Dienstmagd, wegen eines angeschuldigten Diebstahls, einführen, und der Fall war dieser: Ihr Herr war ein bemittelter Kaufmann allhier, bey welchem die Per-

son sieben bis acht Jahr gedient hatte, ohne einige Untreue an ihr zu vermerken. Als an einem Abend, ziemlich spät, die Herrschaft zur Ruhe gegangen, und die Magd nur noch allein im Hause wachsam, und entweder in der Küche oder dem Keller war, schleicht sich ein Dieb, welcher vermuthlich in dem Hause zu mehrernmalen gewesen, und die Gelegenheit abgesehen hatte, ohne von ihr bemerkt zu werden, ins Haus, geht in die Wohnstube, und legt sich unter eine Bank mit Vorhängen bekleidet, dergleichen bey uns in den vornehmern Häusern gewöhnlich sind. Um eilf Uhr in der Nacht kommt die Magd in eben das Zimmer, zieht sich nackend aus, um ein anders Hemd anzuziehen, tritt in der nackenden Stellung vor einen Spiegel, betrachtet sich, und sagt zu sich selbst: was ist doch der Mensch, wenn er nackend ist!

Der Dieb unter der Bank hebt den Vorhang ein wenig in die Höhe, betrachtet die nackende Person, und hört zugleich die Worte, die sie zu sich selbst sagt. Nachdem die Magd zu Bette gegangen, und etwan eine Stunde geschlafen hat, so macht sich der Dieb hervor, geht an den Ort, wo er wußte, daß der Kaufmann Gelder und Kostbarkeiten liegen hatte, bestiehlt denselben um einige tausend Mark am Werthe, und legt sich darauf wieder an den

vorigen Ort. Wie die Magd des andern Tages frühe aufstehet, und nicht gegenwärtig ist, schleicht er sich wieder aus dem Hause, und kommt glücklich fort.

Wie der Herr etwan um neun Uhr aufsteht, so wird er inne, daß er bestohlen sey. Er läßt darauf die Magd allein vor sich in ein besondres Zimmer kommen, und fragt: zu welcher Zeit seyd ihr gestern Abend zu Bette gegangen? — Nach eilf Uhr. — Ist jemand bey euch im Hause gewesen? — Nein. — Habt ihr die Hausthür wohl verschlossen, ehe ihr zu Bette gegangen seyd? — Ja. — Auch sie verschlossen gefunden, als ihr heute früh wieder aufgestanden seyd? — Ja. — Wisset ihr beydes ganz gewiß? — Ja. — Gut! ich bin in dieser Nacht um fünf tausend Mark bestohlen: und ihr müßt wissen, wo der Diebstahl hingekommen ist. Gesteht ihr mir dieses aufrichtig, und schaffet das Gestohlne wieder herbey, so werde ich niemanden etwas davon sagen, euch ein Stück Geld geben, damit ihr eine Weile leben könnt, bis ihr wieder einen andern Dienst bekommt, und zwar, weil ihr mir eine geraume Zeit ehrlich gedient habt; wo nicht, so lasse ich euch den Augenblick setzen.

Hier fängt das gute Weibsbild an, ganz erbärmlich zu lamentiren, zu heulen, ihre Unschuld bey allem, was heilig ist, zu betheuern. Allein es half alles nichts, sie wurde eingezogen, und ihr in kurzer Zeit die Marter zuerkannt. Als ihr zuerst von dem Gerichtsbedienten ernstlich, scharf, und nachher auch von dem Scharfrichter zugeredet wird, so betet, ruft und schreyet sie zu Gott, bittet und flehet um dessen Rettung aus diesem Jammer, und daß er sie von der Welt nehmen möchte; man zeigt ihr die fürchterlichen Werkzeuge, vor welchen auch die Unempfindlichkeit selbst zittern kann; die vermeinte Verbrecherinn fällt aus einer Ohnmacht in die andere; allein Recht und Gerechtigkeit muß widersinnig gehandhabet werden, so abscheulich auch die That dem Scharfrichter selbst ist, die er vornehmen muß.

Während der Angst, die unendlich schrecklicher ist, als sie der Tod gewähren kann, bekennet die Verbrecherinn einmal über das andere, bald, daß sie die gestohlnen Sachen hier verkauft, bald nachher an einem andern Orte versetzt, an einem dritten versteckt habe, u. s. f. Sobald man sich genau erkundigt, widerspricht alles einander; und so wie sie wieder etwas zu sich selbst kommt, hat sie das Bekennete wieder vergessen. Man führt sie

also wieder nach der Bütteley, setzt ihr die auseinandergerissenen Glieder wieder so gut ein, als es werden will; um sie nach einigen Wochen von neuem mit mehrerer Grausamkeit zu behandeln.

Als sie zum zweytenmale wieder in das Marterloch geführt wird, und sie der Scharfrichter zuletzt abermal liebreich ermahnt zu bekennen, wenn sie schuldig sey; so fällt sie zu seinen Füßen, ruft Gott zum Beystand in ihrer Noth an, und windet sich gleich einem Wurme, wenn man ihn zertritt. Der Scharfrichter erhält Befehl, sie anzugreifen; er aber entschuldiget sich, und bittet, man möchte ihn nur diesesmal verschonen: denn das Weibsbild sey gewiß unschuldig. Als man ihm aber drohet, seiner Schuldigkeit und dem Befehle der Obrigkeit nachzuleben, und zwar bey schwerer Strafe; so nimmt er aus Verzweiflung seine verfluchten Werkzeuge, wirft sie der Gerichtsperson vor die Füße, und sagt: er wolle sich nicht darzu brauchen lassen, und wenn er auch keine Stunde länger Scharfrichter seyn sollte: denn das Weibsbild sey unschuldig.

Weil man nun in der Geschwindigkeit keinen hatte, welcher zu der Verübung dieser Grausamkeit gebraucht werden konnte; so mußte die Verbrecherinn unterdessen wieder an den gehö-

gehörigen Ort gebracht werden. Man berichtete also den Fall dem Hochedlen Rathe. Dieser beginnet sich vermuthlich zu schämen, daß er von einem Scharfrichter an Menschlichkeit übertroffen wird, und kommt nunmehro erst auf den Gedanken: es könne doch wohl wahr seyn, daß die Eingezogene unschuldig wäre: denn vielleicht sey der Dieb im Hause gewesen, und habe gestohlen, ohne daß sie darum gewußt hätte.

Man ließ also den Kaufmann vorkommen, zeigte ihm an, wie weit man mit seinem Processe gediehen sey; wollte wissen, ob er die Sache weiter treiben, oder die Eingezogene wegen der zerrissenen Glieder aus Barmherzigkeit schadlos halten wollte. Dieser war nicht nur zu dem letzten bereit, sondern nahm sie sogar wieder in seinen Dienst, ließ sie eine Weile pflegen, und sie diente ihm, nach wie vor, wieder treu. —

Als er sie über drey Jahre nach einem Weinhause schickte, einige Flaschen Wein zu holen, und das Weibsbild über den Fluhr in den Keller gehen will; so siehet sie einen Menschen am Tische auf dem Fluhr sitzen, welcher eine Flasche Wein vor sich hat, und vom Getränke ziemlich glüet. Dieser sagt zu ihr mit einer gar schalkhaften Miene, und ziemlich leise:

leise: ach! meine Tochter, was ist doch ein Mensch, wenn er nackend ist. — Diese vor Schrecken außer sich, kann nicht antworten; geht in den Keller; besinnet sich hier, woher diese Worte rühren; faßt den Entschluß, ja vorsichtig zu seyn, und sich nichts merken zu lassen. Geht also wieder fort vor ihm vorbey, ohne zu thun, als ob sie was gehört hätte. Sobald sie nach Hause kommt, so sagt sie zu ihrem Herrn: der liebe Gott habe endlich ihr Gebet Tag und Nacht erhöret, und den Dieb entdeckt, welcher sie vor einigen Jahren in ein so großes Unglück gestürzt hätte; erzählt ihm in aller Geschwindigkeit den Fall, zeigt an, wo er ist, und bittet, ihn fest setzen zu lassen, wenn er ihn haben wollte. Man macht gleich Anstalt; die Büttel kommen, treffen ihn noch beym Glase Wein an; man führt ihn ein; er wird verhört, gesteht; der Proceß wird ihm gemacht und aufgeknüpft.

Bey dem Processe wider diese vermeinte Verbrecherinn mußte nur noch ein kleiner Umstand anders seyn, so hätte man sie statt des eigentlichen Diebes gewiß aufgeknüpft, und zwar, wenn sie in der Todesangst während der Marter glaubhafter, wider sich selbst, falsch gezeugt hätte. Wäre ihr der Gedanke im Gefängnisse eingefallen, die That zu gestehen, die sie doch nicht begangen hatte; so würde sie

vorge-

vorgegeben haben: sie hätte den Diebstahl an einen Fremden um eine Kleinigkeit verkauft, der ihr ganz und gar unbekannt gewesen wäre, um lieber den Tod unschuldig zu leiden, als die Marter auszustehen. So war nichts so gewiß, als daß sie am Leben gestraft wurde, und zwar unschuldig, und Kraft der an ihr verübten Marter. Wer würde nun alsdenn diesen Fall, dem ein kleiner Umstand eine so sehr andere Gestalt geben konnte, daß sie das Leben verlohr, unter diejenigen gesetzt haben, da die Gemarterten unschuldig leiden? Gewiß niemand. Und hiermit hat man zugleich die Ursache, woher es kommt, daß die Anzahl dieser Fälle viel geringer erscheint, als sie wirklich ist. Wie kann man denn nun eine so sehr genaue Verhältniß bestimmen, und mit solcher Gewißheit sagen: unter hundert Fällen ist kaum ein einziger, da einer unschuldig gemartert wird?

Allein, man wird abermal mit Wahrheit einwenden: es ist ja die Marter nicht der einzige Erkenntnißgrund, den wir in der Entdeckung der Wahrheit annehmen, sondern es ist nur ein Hülfsmittel, nebst andern Beweisen mehr, wie z. E. Zeugen, und allen bey der Sache vorgefallenen Umständen, die glaubwürdig sind, und der Richter so genau untersucht, als es möglich ist, und wie es seine

Pflicht

Pflicht erfordert. — Recht wohl! so sollte man aber diesen nicht durch die Marter erst ihr gehöriges Gewicht geben wollen. Denn gemeiniglich folgt doch diese hinter her, wenn man das eigene Geständniß haben will; hat man aber dieses endlich erzwungen; so meint man alsdenn alles dasjenige bey einander zu haben, was einem nur den Hals brechen kann: ohne zu bedenken, daß man alsdenn die Wahrheit erst so sehr verwirret, als es möglich ist. —

Ein anderer Kaufmann, als er zum drittenmale um einige hundert Mark bestohlen wurde, glaubte, auf niemanden anders einen gegründeten Verdacht haben zu können, als seinen Markthelfer, welchen er fast über alles das Seinige gehen ließ; und dachte auf niemanden weniger, als seinen lüderlichen Sohn, welcher das ihm mehrmals gestohlne Geld den Huren zugewendet hatte. Nachdem nun jener wegen des ihm angeschuldigten Diebstahls einzogen, gemartert, endlich wieder losgelassen wurde, und von dem Hochedlen Rathe das schriftliche Zeugniß erhielt, daß man durch die Marter nichts von ihm habe herausbringen können, ob er den Diebstahl begangen habe, oder nicht; so glaubte der arme Mann, er würde einen jeden zum Mitleiden bewegen, welchem er nur sein Unglück klagte, und sein Brod wieder eben so ehrlich verdienen können,

als

als vorher. Allein er irrte sich sehr: denn jedermann scheuete ihn als einen Dieb; niemand nahm ihn wieder in Dienste, und wer ihn angenommen hatte, ohne es zu wissen, und es nachher erfuhr, gab ihm gerne ein Stück Geld, daß er ihn nur wieder los wurde, und sagte, die Obrigkeit würde ihn nicht haben so angreifen lassen, wenn er es nicht verdient hätte, oder wirklich unschuldig gewesen wäre.

Als nun der Kaufmann zum viertenmale bestohlen wird, auf den Markthelfer nicht mehr argwöhnen konnte, weil dieser längst von ihm weg war, und er keinen Fremden ferner über das Seinige gehen ließ; so fällt er endlich auf seinen Sohn, dessen Ausschweifungen er nach und nach erfahren hatte. Diesen visitirt er also genau; findet den sämmtlichen Diebstahl noch bey ihm, läßt ihn setzen und bedrohen, ihn eben, wie den Markthelfer, behandeln zu lassen, wenn er nicht gestehen würde, ob er ihn mehrmals bestohlen hätte. Dieser gestund nicht nur alles ein, was er dem Vater entwendet, wo es hingekommen, sondern auch vornehmlich den Diebstahl, über welchen der Markthelfer war gemartert worden.

Dieser glaubte nunmehr wenigstens jedermanns Mitleiden gegen sich zu erregen, wenn er

sich

sich das zweyte schriftliche Zeugniß seiner vollkommenen Unschuld von der Obrigkeit geben ließe, um sich nunmehr wieder so ehrlich nähren zu können, wie vorher; allein dieses half so wenig, wie das vorige: denn der Mann war ja unter den Händen der Henker gewesen, mithin verabscheuete ihn jeder gleich einem giftigen Thiere, und glaubte von ihm angesteckt zu werden, wenn er ihn zu nahe kommen ließe. In dieser Verzweifelung bewegte der Unglückseelige endlich einen Advokaten zum Mitleiden, welcher für ihm bey der Obrigkeit um eine Versorgung von Seiten des Kaufmanns anhielt. Diesem wurde auch anbefohlen, dem Unschuldigen ein Kapital von fünf tausend Mark auszuzahlen, damit er von den Zinsen desselben nothdürftig leben möchte, weil er nicht mehr arbeiten könnte, dieses Kapital aber dem ruchlosen Sohne von seinem künftigen Erbtheile abzuziehen. — Was war in diesen Umständen unvermeidlicher, als daß der Unglückseelige entweder ein Bettler oder Dieb und der menschlichen Gesellschaft entweder zur Last, oder gefährlich wurde, wenn er nicht von ohngefähr an einen rechtschaffenen Mann gekommen wäre, welcher sich seiner angenommen hätte? Wurde er nicht zu dem letztern ungleich härter genöthiget, weil er sich durch das erstere nicht mehr nähren konnte, indem ihm niemand, der ihn nur kannte, etwas geben wollte?

Einen ganz andern Fall, den ich mit angesehen habe, in welchem einer gemartert werden sollte, der, aller Wahrscheinlichkeit nach, nichts weniger als unschuldig war, und in welchem ich fast behaupten möchte, der verschlagene Bösewicht habe die ganze Tortur lächerlich gemacht, ist dieser. Es hatte derselbe mit seiner Ehefrau in beständigem Zanke gelebt, sie sehr oft geprügelt; und an eben dem Tage, da er abermal auf eine solche Weise mit ihr zu Werke gegangen, war ihr der Hirnschädel so geschmettert, daß sie an dieser Wunde starb. Weil nun nichts wahrscheinlicher war, als daß sie ihr Mann erschlagen hatte, so zog man diesen sogleich ein. Im Verhöre gestund er zwar, daß sie nicht nur oft, sondern auch an eben dem Tage geschlagen; aber nicht so hart, daß sie davon habe sterben können. Die tödtliche Wunde würde sie also vermuthlich daher bekommen haben, weil sie vielleicht von der Treppe oder der Leiter gefallen, und auf den Kopf gestürzt sey: denn auf ähnliche Weise sey sie in ihrem Leben mehrmal gestürzt; weil sie mit der fallenden Sucht behaftet gewesen. Und dieser letztere Umstand war durch Zeugen erwiesen: welchen sich daher der Bösewicht auf das verschlagendste zu Nutze zu machen wußte.

Weil er ein Soldat war, so mußte er in Gegenwart des Generalauditeurs gemartert, und

und erst vorher, wie gewöhnlich, zum freywilligem Geständnisse ermahnet werden. Dieser gar gelehrte und zugleich rechtschaffene Mann lebte auch seiner Pflicht auf eine so geschickte und ehrfurchtsvolle Art nach, als man sie von dem allerwürdigsten Gottesgelahrten nicht besser erwarten konnte. Allein hier half weder Gelindigkeit, Strenge, Vorstellung der schuldigen Ehrfurcht gegen Gott, seine Vorgesetzten, des Zeitlichen, Ewigen, Himmels, der Hölle, noch irgend etwas, wodurch das menschliche Gewissen zu einigem Gefühle bewegt werden kann.

Als nun alles umsonst war, so mußten ihn die Henker anpacken. Nunmehro fieng er ganz erbärmlich an zu schreyen: ja, ja, ich bin schuldig und will alles bekennen. Sobald er nun vortreten sollte, so zitterte und bebte er, entweder vor Furcht oder Verstellung, sagte, er wüßte von nichts; wurden ihm die Worte in den Mund gelegt, so sagte er diese nach, und weiter nichts; das aber er befohlen wurde, freywillig nach allen Umständen anzuzeigen, und was er überhaupt gestehen zu wollen, angelobt hatte, war lauter nicht zusammenhangendes, sich augenscheinlich widersprechendes, und so zusammengelogenes Zeug, daß es gar im geringsten nicht werth war, protocollirt zu werden.

Nachdem sich nun der gute Generalauditeur wenigstens drittehalb Stunden auf eine ähnliche Weise, (denn ich führe, der Kürze wegen, nur das Hauptsächlichste von allen Ausflüchten dieses Bösewichts an) mit ihm geplackt hatte, ohne das geringste weiter aus ihm zu bringen, was ihn ärger graviren konnte, als er es schon zuvor war; so mußte man ihn endlich wieder ins Gefängniß führen. So wie er von der Marterkammer heruntergebracht wurde, so sagte er zu allen gegenwärtigen Leuten: daß ich gestanden, meine Frau todt geschlagen zu haben, ist aus Noth geschehen, weil ich mir meine gesunden Glieder, die mir Gott gegeben hat, nicht zu schanden reißen lassen wollte. Können sie es verantworten, daß sie mir den Kopf herunterschlagen lassen, so mag es geschehen; es ist doch nicht wahr, ich habe sie doch nicht todt geschlagen. — Der Ausgang des Processes war dieser: Man verdammte den Kerl auf Lebenszeit zur Sklaverey. — Und dieses ist eben derjenige besondere Fall, welchen ich oben anzuführen versprach: und ich habe ihn aus der Ursache für einen besondern ausgegeben, weil auch ein wirklicher Verbrecher denjenigen Zweck allemal dadurch erreichen kann, welchen er sich vorgesetzt hat, die Marter nicht auszustehen, und dennoch auch eben so wenig zum Tode verdammt zu werden; wenn er sein erzwungenes

genes Bekenntniß nur dergestalt arglistig einzurichten weis, daß es durch keine anderweitige Erweise verificirt werden kann.

Und was wird man denn gegen einen solchen mit der Marter ausrichten, wenn man ihn auch wirklich noch so sehr gemartert hätte? Gewiß nicht das geringste: denn diese Ausflucht, sie sey wahr oder falsch, bleibt allemal einem jeden noch als eine rechtmäßige und gegründete übrig, daß er das Geständniß aus Noth gethan habe, um entweder, wie dieser, gar nicht, oder nicht ferner gemartert zu werden. Man siehet also, wie wenig oder gar nichts man durch alle diese Grausamkeiten ausrichtet, wenn der Beschuldigte nur schlau genug ist; er mag übrigens schuldig seyn, oder nicht. —

Wie sollen wirs denn anfangen, die Wahrheit herauszubringen, wenn wir keine Marter mehr brauchen sollen? — Das eigne Bekenntniß oder Zeugniß wider sich selbst, sollet ihr, wenn ihr es nicht durch die innere Regung des Gewissens erhalten könnet, allemal um desto mehr vermeiden, je mehr Partheylichkeit ihr in wichtigen Fällen erwarten müsset: übrigens durchaus keine so genannten Mittel, die Wahrheit zu erzwingen, welche überhaupt, wie wir zur Genüge erwiesen haben, keine

sind; sondern vielmehr solche wählen, bey welchen die allerwenigste Partheylichkeit zu vermuthen ist; übrigens aber bedenken: daß von der weltlichen Obrigkeit nicht gefordert wird, die Wahrheit herauszubringen, wenn sie sie nicht herausbringen kann, und daß sie sich eben hierinnen von der göttlichen Allwissenheit unterscheide; sie aber selbst um desto sträflicher handele, je mehr unnöthige Grausamkeiten sie begeht. —

Auf solche Weise aber, fährt man fort, werden ja allen Verbrechen Thüren und Thore geöfnet, weil man sie nicht mehr bestrafen kann, u. s. w. — O! ganz und gar nicht. Blieb denn der vorerwähnte ungestraft, ob er gleich seine Rolle gewiß so arglistig spielte, als ich noch kein Beyspiel weis? Oder haltet ihr eine Sklaverey auf Zeit Lebens für keine Strafe. Jedoch, es ist ja bey euch sogar die ganze Marter noch nicht einmal eine Strafe, viel weniger werdet ihr die Sklaverey für eine solche achten. Wir aber sind überzeugt, daß dieser Mensch, von welchem wir reden, mit aller seiner Arglist weiter nichts gewann, als daß er, durch die Vermeidung einer geringern Strafe, des Schwerdtes nämlich, lieber eine härtere wählete. Sollte man wohl Ursache haben, einen solchen wegen der Glückseeligkeit dieser Wahl, wodurch er dem Schwerdte der Gerechtig-

rechtigkeit sein Blut entzogen hat, zu beneiden? Ich glaube es schwerlich. —

Sie werden aber sagen, mein Lieber, es kann seyn, daß ihr ein bischen Recht habt, wenn ihr behauptet, daß in unsern Criminalrechten noch wohl eins und das andere auf einen bessern Fuß gesetzt werden könnte; was werdet ihr aber von unsern Civilrechten und Processen urtheilen; haltet ihr diese eben so fehlerhaft, wie jene, oder müsset ihr nicht vielmehr eingestehen, daß sie gar nicht besser seyn könnten? — Wenn ich Ihnen meine Meinung offenherzig gestehen soll, so muß ich sagen: daß es hiermit nicht um ein Haar eine bessere Bewandtniß habe, wie mit jenen. Denn diese Art der Gesetze sind erstlich zum Theil eben sowohl auf fehlerhafte Grundsätze gegründet, zweytens macht man mit denen, die dieses nicht sind, eben die fehlerhafte und verkehrte Anwendung, wie mit den Criminalgesetzen.

Ich will mich aber auf den erstern Punkt nicht einmal einlassen, und darüber kritisiren, ob der Grund dieser Gesetze richtig sey oder nicht, sondern schlechterdings sagen: sie sind vollkommen gut, löblich, es ist nichts daran auszusetzen; und mich nur blos mit der Anwendung beschäftigen. Der Hauptinhalt dieser

ser Gesetze ist: man muß einen jeden in dem ruhigen Besitze des Seinigen lassen, und ihm geben, was man ihm schuldig ist.

Es wird aber in diesem Gesetze natürlicher Weise 1) vorausgesetzt, dasjenige, was der andere z. E. von mir haben will, und ich ihm schuldig bin, hat er rechtmäßig an mir zu fordern: denn das Gegentheil widerspricht sich. Es wird 2) vorausgesetzt: daß, wenn dem Schuldner ohne sein Verschulden Unglücksfälle begegnen, er die Zahlung nicht in der angesetzten Zeit leisten kann, der Schuldforderer, wenn er nicht in gleicher Nothwendigkeit ist, so lange mit der Zahlung in Geduld stehen müsse, bis sich die Umstände des Schuldners geändert haben, und jener deswegen nicht gleich zufahren, und das Seinige erpressen dürfe, wenn er gleich zehen Procent, statt fünfe, gewinnen könne, im Falle dieser mehr denn hundert Procent verliehren, oder wohl gar darüber zu Grunde gehen muß, wenn die Obrigkeit ihn zwinget, die Zahlung zu leisten: und niemand mit des andern Schaden oder Untergange bereichert werden darf. 3) Wird hier vorausgesetzt, daß der Schuldner nicht in einer bloßen Unmöglichkeit sey zu bezahlen.

Wenn wir nun die Anwendung dieses vernünftigen Gesetzes betrachten; so bemerken wir,

wir, daß alle diese wesentlichen Umstände in keine Betrachtung gezogen werden; sondern man überhaupt so urtheilt und verfährt: Wer z. E. einen zahlbaren Wechsel oder Obligation ausgestellet hat, er mag entweder nicht bezahlen wollen oder können, wird eingezogen, und muß so lange in Verhaft bleiben, bis er bezahlt.

Nach diesem Grundsatze verfuhr man einsmals mit einem Pachter, in dessen eigenthümliche Wohnung das Wetter eingeschlagen, und sein ganzes Vermögen durch die Feuerflammen verzehrt worden war. Weil er nun einen Wechsel ausgestellt hatte, der über acht Tage fällig war, und der arme Mann unmöglich bezahlen konnte; so ließ ihn der Gläubiger, und zwar blos unter dem Vorwande, setzen, um seinem Rechte nichts zu vergeben. Der Gefangene, welcher von dem Gläubiger nicht erhalten konnte, sich so lange zu gedulden, bis er sein Getraide eingeerndtet hatte, verlohr darüber, weil mehrere Fatalitäten zusammenkamen, seine Pachtung, welche eben gegen die Zeit zu Ende lief. Die Seinigen, deren er sich nicht annehmen konnte, geriethen in die äußerste Noth; und als er nach geraumer Zeit wieder auf freyen Fuß gestellet wurde, so war er von allen Mitteln, diese und sich selbst zu nähren, dergestalt entblößt, daß er wegen des Arrests zum Bettler geworden war.

Ein anderer hatte seinem Schuldner einen Wechsel abgeschwatzt, und zwar über eine Summe von funfzig Reichsthalern, für ein gekauftes Pferd, mit dieser sehr künstlich ausgesonnenen Bedingung: Wenn Debitor die Zahlung nicht genau auf den bestimmten Tag leistete, so sollte er ihm das Interesse den ersten Tag, der darüber wäre, mit einem Pfennige, den zweyten mit zwey Pfennigen, den dritten mit vier Pfennigen u. s. f. immer doppelt, bezahlen, so weit, bis auf zwey und dreyßig, mit so vielen Nägeln das Pferd beschlagen würde. Als nun Debitor erst über sechs Wochen zu zahlen im Stande war, und Creditor eine ungeheure Summe an Zinsen forderte, welche jener unmöglich bezahlen konnte; so wurde er wirklich eingezogen. Der Herr Creditor aber machte sich aus dem Staube, da er denjenigen gütlichen Vergleich von seinem Schuldner nicht erhalten konnte, vermöge welchen er diesen gewiß zum Bettler gemacht hätte. Als indessen dieser fünf hundert Reichsthaler Caution gestellet, und jener geflüchtet war, weil er besorgte, man möchte ihm, wegen seines Betruges, was anders weisen; so gab sich der Proceß von selbsten.

Ein gewisser Handwerksmann wußte gewiß, daß er von seinem Schuldner eine ausgeklagte Summe von dreyßig Reichsthalern unmög-

unmöglich erhalten konnte. Nichts destoweniger ließ er ihn setzen, und zwar blos, um seine Rachbegierde an ihm auszuüben; ohne vorher mit seinem Beutel Rechnung gemacht zu haben. Die Frau des Schuldners mußte also, weil sie keinen Ernährer mehr hatte, nebst ihren Kindern, den Bettelstab ergreifen. Der Gläubiger verkaufte lieber sein Haus um einige hundert Thaler, damit er seinen Schuldner zween Jahre im Gefängnisse nähren, als seine Rachbegierde mäßigen möchte; und wurde, nachdem er sein sämmtliches mäßiges Vermögen theils verwendet, theils verschwendet hatte, diesem in allen Stücken ähnlich.

Kann denn nun dieses wohl eine gehörige, löbliche, oder vielmehr nur auf einige Weise zu verantwortende Anwendung vernünftiger Gesetze seyn, wodurch mehrere Familien zugleich zu Grunde gerichtet werden? Da doch der Hauptzweck derselben ist, die Wohlfarth der Unterthanen zu erhalten, und zu befördern? Die genaue Befolgung der Gesetze hängt ja von den besondern Umständen ab, in welchen jene mit dem Besten oder der Wohlfahrt der Partheyen übereinstimmen: und eben diese Umstände geben uns die Vorschrift, in welchen Fällen wir von der Befolgung der Gesetze abweichen müssen oder nicht.

Ja!

Ja! wird man sagen: das größeste Recht ist öfters das größeste Unrecht. — Eben dieses ist es, was ich von Ihnen eingestanden wissen will. Kann aber in der Rechtsgelahrheit etwas zugleich recht und unrecht, oder überhaupt etwas zugleich seyn und nicht seyn; so sagen Sie mir, in welcher Wissenschaft sind solche Grundsätze Mode, und wie sieht es um die wissenschaftliche Erkenntniß der Rechte aus? Läßt sich nicht das, was das angenscheinlichste Unrecht ist, mit diesem Grundsatze entschuldigen? Andere eben so richtiger als gefährlicher Folgen nicht zu gedenken: weil diese einzige schon betrübt genug ist.

Was sollen wir aber anfangen? werden Sie fragen: müssen wir denn demjenigen nicht zu seinem Rechte, Forderung und Gelde verhelfen, der es mit Recht zu fordern hat. — Auf das letzte antworte ich: wenn Sie können. Uebrigens geht es hier eben, wie bey der Tortur, die Sie zu einem Erkenntnißgrunde der Wahrheit machten, ohngeachtet sie es nicht war. Wer wird aber in unzähligen Fällen ganz verkehrte Mittel zu einem Zwecke wählen? Denn es ist ja leicht einzusehen, daß der, als er noch die Freyheit hatte, was zu verdienen, und doch nicht im Stande war, zu bezahlen, dadurch unmöglich in den Zahlungsstand gesetzt werden kann, wenn man ihn einsperrt,

daß

daß er sein Geschäffte gar nicht mehr betreiben kann. —

Hieraus würde folgen, werden Sie fortfahren, daß, wenn man gar keine Zwangmittel zur Bezahlung brauchen dürfte, auch niemand bezahlen, sondern ein jeder den andern so sehr und oft betrügen würde, als er wollte. — Ganz und gar nicht. Denn ich habe ja nicht gesagt, daß es Unrecht sey, jemanden wegen Schulden ins Gefängniß zu setzen; aber nur in dem Falle, da er bezahlen kann, und nicht will; oder auch, wenn er an seinem Unvermögen selbst Schuld ist, und das Seinige entweder verschwendet, oder weggeworfen hat. Da denn der Arrest nicht so wohl wegen der zu leistenden Zahlung gehalten wird, sondern vielmehr eine Strafe ist. Mithin würde das allererste seyn, was man durch den Proceß auszumachen suchen müßte; ob 1) der Debitor wirklich unvermögend, und ob er es 2) durch oder ohne seine Schuld sey. Da denn im letztern Falle unmöglich der Arrest statt finden kann; im erstern aber mit der Bedingung, daß das Kapital durch die Arreststrafe immer nach und nach vermindert würde.

Was nun diesen Fall anlanget, so hat man in den meisten Orten die widersinnige Gewohnheit, daß, weil man die Beraubung der

Frey-

Freyheit noch viel weniger für eine Strafe rechnet, weil die ganze Tortur nicht einmal für eine gehalten wird, man auch den Arrest für nichts rechnet, und mithin auch dem Schuldner von der Schuld nichts abkürzt; sondern, wenn jemand einem andern etwan fünf oder zehen Thaler schuldig ist, die er nicht sogleich den Augenblick so geschwind erlegen kann, als sie jener ausgeklagt hat; so ist Creditor nunmehro befugt, den Debitor ewig im Arreste sitzen zu lassen, wenn jener nur Geld genug hat, oder anwenden will, diesen kümmerlich zu erhalten. Hieraus folgt also, daß es, vermöge unserer Civilgesetze, immer möglich ist, wegen einer solchen geringen Forderung nicht nur zum Bettler zu werden, sondern auch in ewige Gefangenschaft oder Sklaverey zu gerathen; wenn Creditor nur reich und unverschämt genug ist.

Glaubt man denn aber in der That, daß es diesem allemal darum zu thun sey, das Seinige zu haben, wenn er jemanden setzen läßt; nichts weniger, als dieses. Heimlicher Groll, Rachgier, weil ihn der Unvermögende nicht so mit Gelde füllen kann, als er es haben will. Zuweilen ist auch wohl ein lächerlicher Stolz sogar die Ursache, jemanden setzen zu lassen; und eben dieses war der Bewegungsgrund des vorerwähnten Schusters, welcher sich gewiß gegen

jeder-

jedermann nicht wenig damit wußte, daß er jemanden im Gefängnisse nähren müßte, und noch lange, lange sitzen lassen wollte: welches er denn auch ehrlich so lange hielt, bis er darüber an den Bettelstab gerathen war; denn die Menschen sind manchmal in ihren Entschlüßungen sehr gesetzt.

Weil man also, vermöge der Gesetze, in der That öfters von einem Schuldforderer verlangt, es zu verhindern, daß z. E. große Herren Krieg mit einander anfangen, oder den Blitz aufhalten, damit er sein Haus nicht anzünde, weil er hierdurch leicht zum Bettler werden kann, und man ihn widrigenfalls dem Muthwillen seiner Schuldforderer preis giebt; so siehet man leicht, daß es bey solchen Drückungen der Armen und Unvermögenden nicht anders seyn könne, als daß unzählige an den Bettelstab gerathen müssen. Hat es aber die Einrichtung des gemeinen Wesens erst so weit gebracht; so fließen aus dieser unglückseeligen Quelle ganz natürlich unzählige Laster.

Wäre es nun nicht ungleich besser und löblicher, diese zu verhindern, als daß man sich wegen Sorglosigkeit gegen die Unvermögenden und Armen, in die Nothwendigkeit setzt, sie zu bestrafen? Jenes ist gewiß nicht so schwer, als man es sich einbildet. Denn unzählige Menschen,

schen, die in elenden Umständen sind, wollen gern arbeiten, und sich anständig nähren; allein sie haben keine Gelegenheit, Arbeit zu bekommen. Warum legt man nicht Werkhäuser an, worinnen allerley Arten der Handarbeit getrieben werden, und schaffet ihnen Gelegenheit, ihr Brod zu verdienen? Andere wollen nicht arbeiten, sondern der Müßiggang ist ihnen so angenehm, daß sie lieber das allerverachteste Mittel ergreifen, sich zu erhalten, und durch Betteln dem gemeinen Wesen zur Last werden. Noch andere, und besonders eine große Menge von Weisbildern, ergeben sich der Unzucht, werden zuletzt ungesund, und dadurch dem gemeinen Wesen so schädliche Glieder, als man es nimmermehr glauben kann. Endlich giebt es auch viele, die allerley Arten von Betrügerey erwählen, die nur gar sehr weniger sträflich sind, als der Diebstahl. Warum führt man nicht alle diese in Werkhäuser, hält sie zur Gottesfurcht und Arbeit an, und läßt sie, gleich allen und jeden rechtschaffenen Gliedern des gemeinen Wesens, ihren Unterhalt erwerben?

Außer diesen allen giebt es öfters welche, denen zuweilen ein Mangel an baaren Gelde anstößt, und wollen sich durch den Versatz ihrer Haabseeligkeiten retten. Und nun gerathen sie in die Gewalt eines gottlosen Wucherers,

rers, welcher ihnen nicht nur etwan den dritten oder vierten Theil von dem Werthe des Pfandes, und zwar unter keiner andern Bedingung leihet, als von jeglichem Reichsthaler die Woche einen Dreyer Zinsen zu nehmen, sondern auch sogleich von jedem Thaler des Geliehenen einen Groschen abzuziehen. Daß dieses beynahe sechszig Procent sind, hat der Wucherer längst ausgerechnet, der Dürftige aber nicht, ja er scheuet sogar die genaue Berechnung; weil ihm das Facit einen so betrübten Anblick seiner Umstände gewähren würde, den er vielleicht vor Bekümmerniß nicht ertragen könnte. Jener ist wohl gar mit sechszig Procent nicht einmal zufrieden; sondern leihet auf das Pfand unter keiner andern Bedingung, als daß es nach wenigen Wochen verfallen seyn sollte, wenn es nicht wieder eingelöset würde: weil er schon andere Gelegenheiten weis, wo er sein Geld unter eben den Bedingungen wieder ausleihen kann; und läßt es, weil er auf diese Weise einige hundert Procent gewinnet, immer darauf ankommen, ob er auch gleich etwan einmal von der Obrigkeit gestraft wird, wenn man seinen Wucher entdeckt.

Ist es wohl zu bewundern, wenn unzählliche auf eine solche Weise, ehe sie sichs versehen, um alles Ihrige kommen, und nachdem sie zu Bettlern geworden sind, zu verbothenen Mitteln greifen müssen, wenn sie leben wol-

len? Warum legt man nicht öffentliche Leihhäuser an, den Dürftigen beyzustehen, läßt sich lieber zehen Procent, statt fünfe, bezahlen; und untersagt den Wucherern bey schwerer Strafe, die Armen so sehr zu drücken, sondern gestattet ihnen, ihre Gelder in die öffentliche Leihkasse zu legen, und verinteressirt sie ihnen zu sechs oder acht Procent?

Nimmt man sich nun der Armen auf keine Weise an, ihnen in ihrer Dürftigkeit beyzustehen, und ihren Kummer zu erleichtern, sondern schützt vielmehr die Reichen wider sie durch strenge Gesetze, jene mögen darüber in die äußerste Nothwendigkeit gesetzt werden, und zu Grunde gehen, oder nicht; mit was für einem Rechte will man denn diejenigen Laster strafen, zu welchen sie die Noth zwinget?

Was Sie hierwider mit einigem Scheine einwenden möchten, würde etwan dieses seyn, wenn Sie sagten: Legen wir öffentliche Werkhäuser von allen Arten der Manufakturen z. E. an; so entgeht den Innungen und Handwerksgenossen, welche schwere Gaben entrichten müssen, ihre Nahrung. Nun können sich aber diese von ihrer Handarbeit kaum selbst nähren; wenn wir ihnen dieselbe nun noch darzu schwächen, wovon sollen sie alsdenn der Obrigkeit das Ihrige geben?

Gesetzt

Gesetzt vorerst, es wäre dieses wirklich andem, was man unerwiesen annimmt: ist denn die Verbindlichkeit nicht größer, einem jedweden seinen erlaubten Unterhalt zu verschaffen, und ihm dadurch von der Nothwendigkeit abzuhelfen, auf unerlaubte Nahrungsmittel zu verfallen: wenn es auch nicht anders geschehen könnte, als daß andern dadurch die Nahrung blos geschwächet würde? Denn das höchste Gesetz des Landesherrn ist ja, solche Einrichtungen in seinem Staate zu machen, daß alle, und nicht bloß einige, oder viele leben können: weil sie dieses allerseits mit gleich großem Rechte fordern können; nicht zu gedenken, daß die Schwächung der Nahrung der Bürger eben so erheblich nicht seyn würde. Denn ein jedweder, welcher weis, daß er nach einem Werkhause in Arbeit gebracht wird, und seine Freyheit verliehrt, wenn er sich nicht alle Mühe giebt, sich auf eine erlaubte Art zu nähren, wird gewiß nicht so leicht zu verbothenen Mitteln greifen. Mithin wird auch die Anzahl derer in den Werkhäusern befindlichen Arbeiter nicht so groß werden, daß dadurch den Bürgern und Handwerksgenossen die Nahrung gar merklich geschwächt werden könnte.

Ueberdieses so ist es auch nicht nur nicht einmal wahr, was man vorgiebt; sondern man kann vielmehr das Gegentheil dieser

Folge aus einer so löblichen Einrichtung herleiten. Wer untersagt es denn z. E. dem Schuster, Schneider und andern Profeßionsverwandten, daß sie in solchen Werkhäusern ihre Gesellen annehmen? Diesen dürfen sie ja nicht so viel geben, als einem, welcher seine Freyheit hat; weil dieser den Sonntag und Montag wieder durchbringt, was er die Woche hindurch verdient hat, mithin vielmehr braucht, wie jener, welchem diese Gelegenheit des Ausschweifens abgeschnitten ist. Darf also der Meister seinem Gesellen nicht so viel für die Arbeit zahlen; so gewinnt er ja vielmehr, als daß er verlieren sollte; und kann also die Gaben eher entrichten, als vorher.

Wollte man ja eine üble Folge aus einer solchen Veranstaltung erzwingen; so würde es etwan diese seyn; daß eine Anzahl Handwerksgesellen in dem Staate füglich entbehrt werden könnten; weil man an deren Statt eben so viele arbeitsame und zu der Verschwendung weniger fähige erlangt habe. — Mir deucht eben nicht, daß dieses ein so großes Uebel für den Staat sey.

Nichts ist edler, als die Freyheit; allein, wie wenige wissen sie geziemend zu gebrauchen? Da ihnen also diese vielfältig schädlich ist; warum versetzt man sie nicht lieber in einen erträglichen Zwang? Merken Sie ja, mein Liebster, diese letzte Bedingung: denn sie

ist

ist von Wichtigkeit. — Wenn ich haben will, diejenigen Menschen sollen in einen erträglichen Zwang versetzt werden, welche entweder ihre Freyheit nicht zu gebrauchen wissen, oder welchen sie auch gar nicht einmal zu statten kommen kann; so will ich eigentlich so viel sagen: Eine solche öffentliche Veranstaltung, von welcher ich eben geredet habe, muß in Betracht aller ihrer allgemeinen und besondern Einrichtung, durchaus von nichts andern zeugen, als von dem aufrichtigsten Bestreben zu dem allgemeinen Besten überhaupt, und jeglicher Glieder des gemeinen Wesens ins besondere. Dieses ist ja um desto mehr billig, weil diejenigen nicht als Verbrecher angesehen werden dürfen, welche keine Gelegenheit haben finden können, sich zu nähren, so sehr sie solche auch gesucht haben. Erhalten sie diese aber in der Folge, so ist kein Bewegungsgrund mehr vorhanden, weswegen man sie länger behalten sollte; mithin läßt man ihnen ihre Freyheit wieder.

Alle dergleichen öffentliche Veranstaltungen werden blos dadurch abscheulich, weil sie von nichts weniger, als von Menschenliebe zu zeugen scheinen. Denn so bald man jemanden in seine Gewalt bekommt, der seine Freyheit verlohren hat; so glaubt man, es sey uns alles ohne Unterschied gegen ihn erlaubt, was wir nur mit ihm vornehmen wollen: denn wir

verachten ihn ein vor allemal, und vermöge dieser Verachtung ist es gar nicht möglich, daß wir ihm brüderlich oder menschlich begegnen sollten. Die Ursache ist gemeiniglich der innerliche Stolz und die Eigenliebe. So bald wir einen Menschen in unglückseeligen Umständen sehen, so stellen wir uns den Augenblick mit ihm in die Parallele. Das Unglück, was ihm widerfährt, leiten wir niemals aus seinem widrigen Schicksale her, sondern allemal aus eigner Schuld; können wir diese nicht finden, so dichten wir so lange, bis wir sie gefunden haben. Und nun ist unser ungleich besserer Zustand die Folge unserer Verdienste und Tugenden. Was für Menschenliebe fordert man denn gegen den Unglückseeligen; da das menschliche Herz ein so stolzes, trotziges, boshaftes, nachher aber verzagtes Ding ist?

Begegnete man denen, nicht etwan in enge Zimmer oder ein Haus, sondern in einen Bezirk von einem Hofe und Garten, Eingesperrten, mit Liebe, so, wie es ihr Fleis und Arbeitsamkeit erforderte, so könnte man ihnen zuletzt die Gefangenschaft immer mehr und mehr erleichtern; und indem sie dieselbe gar nicht mehr fühlten, ihnen die Freyheit zu lassen, daß sie gehen könnten, wohin sie wollten; wenn sie nur ihr Tagewerk vollendeten. Wetten wollte ich, es liefe niemand davon: es müßte denn seyn, daß er mit Gewalt einer Freyheit in den Rachen

chen eilen wollte, die ihn ins Verderben stürzte. Und wenn man dieses ja besorgte, so könnte man denen nur diese Freyheit gestatten, welche mehr verdienten, als ihren Unterhalt, und täglich immer etwas gut machten; welcher Ueberschuß so lange inne behalten würde, bis man sie freyließe: da sie denn mit diesem ihren erworbenen Vermögen ihren künftigen Zustand auf einen dauerhaften Fuß setzen könnten.

Unsere Fürsten möchten immer an die Stelle, wo bisher Rabensteine, Galgen und Räder gestanden haben, Werkhäuser und Versorgungen vor die Armen und Dürftigen erbauen und anlegen lassen: denn ich bin überzeugt, die harten Strafen der Verbrecher würden eben so immer nach und nach aus der Mode kommen, wie man sie alsdenn desto mehr mit gutem Gewissen bestrafen könnte. Leben Sie wohl, mein Lieber. Ich bin ꝛc.

Siebenter Brief, von der Verfasserinn des zweyten.

Allerbester Freund!

Kaum werden Sie Sich vorstellen können, wie sehr mich Dero sehr vernünftiges Schreiben in meiner Zerstreuung aufgerichtet hat; und Sie können gewiß versichert seyn, daß ich schon vorher, ehe ich noch dieses Ihr

schriftliches Gutachten in einer so wichtigen Sache von Ihnen erhielt, bey mir fest beschlossen hatte, es sollte dasselbe die einzige Vorschrift meines Betragens seyn, es möchte auch lauten, wie es immer wollte.

Ich habe Ihnen bereits gemeldet, wie sehr ich den Fürsten, als ich die letzte Unterredung mit ihm hielt, gebeten habe, mich in einer so wichtigen Sache ja nicht zu übereilen; und wie bereitwillig er gewesen, mir diese Nachsicht zu gönnen. Sobald ich noch eben den Abend zu Hause kam, setzte ich mich sogleich nieder, und schrieb denjenigen Brief an Sie, den Sie mir, wie ich sehe, als der aufrichtigste Freund beantwortet haben.

Niemals habe ich ein Schreiben mit einem solchen Verlangen erwartet, als dieses; und um desto mehr, weil meine Mutter eine Art der Tiefsinnigkeit an mir bemerkte, die sie bis dahin an mir gar nicht gewohnt war. Sie fragte mich zu mehrernmalen um die Ursache; und ich wendete bald eine schlaflose Nacht, bald einige Kopfschmerzen und andere geringe Ursachen mehr vor, wodurch sie zwar einigermaßen, aber doch nicht recht, beruhiget schien. Indessen hatte ich mir fest vorgenommen, ihr eher kein Wort von allem dem wissen zu lassen, was mir bey Hofe begegnet war, bevor ich noch Ihre Antwort erhalten hätte.

Wäre

Wäre diese so ausgefallen, daß Sie die Einwilligung in des Fürsten Verlangen, der Religion, Tugend und Wohlanständigkeit zuwider erachtet hätten; so können Sie versichert seyn, daß auch meine Mutter niemals etwas von dem ganzen Vorfalle würde erfahren haben. Denn die Scharfsinnigkeit des weiblichen Geschlechts ist ja niemals, wenigstens sehr selten, so durchdringend, daß es gar wichtige Fälle allemal richtig sollte beurtheilen können; besonders, wenn die Gemüthskräfte, wegen des ziemlich hohen Alters, nicht mehr in ihrer gewöhnlichen Stärke, sondern schon merklich geschwächet sind. Ueber dieses so mischet sich ja sehr oft die durch allerley eitele Versprechungen erregte Hoffnung abgelebter Personen, auf eine solche Art in die Bestimmung zu ihren Handlungen, daß man sie mit leichter Mühe bereden kann, wozu man will; denn ihr Geist ist ja schon zu matt, als daß er Scheingründe von den wahren unterscheiden, und in die Folge künftiger Dinge genau eindringen könnte. Wie leicht würde es also dem Fürsten gewesen seyn, meine alte Mutter zu einer Sache zu bereden, die ihr in der Folge manches Misvergnügen erregt, ihr greises Haupt aber näher zu der Grube geführt hätte?

Als ich daher Ihr Schreiben den sechsten Tag darauf erhielt, nachdem ich Ihnen das meinige zugeschickt hatte; so glaube ich nun-

mehr, es erforderte die Schuldigkeit meiner kindlichen Hochachtung, daß ich die Besorgniß meiner Mutter wegen meiner Gemüthsruhe, zu lindern suchte. Als wir frühe Coffee getrunken hatten, so verlangte sie, ich sollte mit ihr in den Garten spazieren gehen; und ich merkte sogleich, was dieses zu bedeuten hatte. Es war mir also sehr lieb, daß ich schon vorher eine reine Abschrift von meinem Briefe an Sie gemacht, und ihn nebst dem Ihrigen zu mir gesteckt hatte; um desto eher den Augenblick sowohl zu gehorchen, als ihr die Erklärung der ganzen Sache geben zu können, die sie ohnfehlbar von mir wissen wollte.

Sobald wir in den Garten gekommen und ganz alleine bey einander waren, redete sie mich folgendermaßen an: — Liebstes Kind, du weist, wie zärtlich ich dich, als das einzige, von je her geliebt, und dich von deiner zarten Jugend also gewöhnt habe, mir nichts von allem dem zu verschweigen, was dir entweder Vergnügen oder Kummer verursachen könnte; und die bisherige Aufrichtigkeit deines Herzens gegen mich, ist gewiß nicht der geringste Bewegungsgrund meiner zärtlichen Liebe gewesen; denn ich hoffe wenigstens, daß du der einzige Trost in meinem Alter seyn sollst. Woher rühret denn diejenige Tiefsinnigkeit, die ich bereits seit einigen Tagen an dir verspühret habe? Woher schlaflose Nächte und Kopfschmer-

schmerzen? Mir deucht, ein heimlicher Kummer naget dein Gemüth: und was ist die Ursache deiner Verstellung gegen deine aufrichtige Mutter, welche dergleichen Betragen an dir niemals gewohnt gewesen ist? —

Ach! liebste Mama, ∴ hier haben sie die Ursache, antwortete ich ihr, zog zugleich die beyden Briefe hervor und überreichte sie ihr. Vermuthen sie ja aus diesem meinem Stillschweigen nicht, als ob es mir möglich wäre, den geringsten Gedanken meines Herzens vor ihnen zu verbergen; vielmehr halte ich nichts so sehr für meine Pflicht, als ihren Willen für mein Gesetz anzunehmen. Allein ich befürchtete, man möchte vielleicht in einer sehr wichtigen Sache die Einwilligung eher von ihnen erhalten, als es vielleicht ihrer Gemüthsruhe und meiner Wohlfahrt zuträglich wäre: aus dieser Ursache habe ich die reine Wahrheit unserm aufrichtigen Freunde berichtet, um dessen unpartheyisches Gutachten vorher einzuziehen. Nichts destoweniger bleibt der Wille meiner geliebten Mutter, die strengste Vorschrift in allen meinen Handlungen, von welcher ich nimmermehr abweichen werde. Lesen sie demnach diese beyden Schreiben, deren beyder Hände sie wohl kennen, überlegen sie alles auf das genaueste, erlauben mir, mich eine Stunde zu entfernen und auf meinem Zimmer zu

blei-

bleiben, da ich denn wieder zu ihnen kommen und ihren Befehl vernehmen werde.

Sie stund ganz bestürzt, antwortete kein Wort, nahm die beyden Briefe von mir an, und ich eilte nach meinem Zimmer. Kaum war ich hier eine viertel Stunde gewesen, so schickte sie schon den Bedienten zu mir herauf, und ließ mir sagen, so gleich wieder zu ihr in den Garten zu kommen. Als ich wieder gegenwärtig war, so hieß sie den Bedienten fortgehen, und redete mich mit einer sehr nachdenkenden Miene mit den Worten an: — Höre, liebstes Kind, jetzt rede ich so ernsthaft zu dir, als bisher noch niemals in meinem Leben. Die beyden Briefe, die du mir gegeben hast, habe ich mit Bedacht durchgelesen. Vor allen Dingen aber muß ich dir zuerst die Lehre geben: Wenn große Herren Damen von ungleich niedrigerm Stande Liebeserklärungen anhören lassen; so ist gemeiniglich ihre Absicht, sie entweder von dem Wege der Tugend auf die Bahn der Laster zu führen, oder ihren Stolz und Eitelkeit auf die Probe zu stellen, um dadurch, daß sie dieser schmeicheln, jenen unerlaubten Zweck zu erreichen suchen, wenn sie sonst kein ander Mittel wissen.

Dein annoch unreifer Verstand hat freylich diejenige Scharfsinnigkeit noch nicht, die mannigfaltigen Ursachen des äußerlichen Betragens der Menschen genau zu erforschen;

und

und dein jugendliches mit eben der Eitelkeit erfülltes Herz, welches allen jungen Weibsbildern eigen zu seyn pflegt, glaubt vielleicht in aller Treuherzigkeit, einen großen Herrn zum Verehrer gefunden zu haben. Der Fürst, geliebtes Kind, ist ein sehr weiser und zugleich tugendhafter Herr; er findet ein Vergnügen daran, wenn er die Gemüther der Menschen erforschen und ihre Tugenden auf die Probe stellen kann; und zwar damit er wissen möge, ob sie auch derjenigen Gnade würdig sind, die sie an seinem Hofe genießen.

Daß er mit dir einen ähnlichen Versuch gemacht hat, befremdet mich eben nicht; weil du bisher der Liebling seiner schwachen Gemahlinn gewesen bist. Ist es dir demnach ein Ernst, der bisherigen besondern Gnade, welche dir beyde Durchlauchtige Personen erwiesen haben, nicht verlustig zu werden; so schmeichle dir ja nicht, als ob der Fürst ein Verehrer von dir wäre, sondern sey vernünftig, tugendhaft, und laß dich durch einige unschuldige Schmeicheleyen, die er dir gemacht hat, nur nicht zu empfindlich rühren, und bemühe dich so sorgfältig um guten Rath, in einer Sache, welche vielleicht nichts anders, als ein gar gnädiger Spaß gegen ein unschuldiges Herz gewesen ist, das die in diesen Umständen nöthige Erfahrung noch nicht hat. Den in deiner Treuherzigkeit begangenen Fehler, werde ich so gut als

möglich

möglich zu entschuldigen wissen; nur lerne durch diesen Vorfall klüger werden.

Da es aber auch wohl seyn könnte, daß dem guten Prinz, dessen vortrefliche Gemahlinn bereits seit mehrern Jahren elend und schwach gewesen ist, eine sträfliche Lust angewandelt hätte, einem mit Trübsal verbundenen Ehestande zur Schmach, die Unschuld zu verführen; so beschwöre ich dich hiermit, da wir ganz alleine sind, bey dem, der da über uns wohnt und alle unsre Worte vernimmt, hast du dich durch seine Schmeicheleyen betäubt bereits von dem Wege der Tugend leiten lassen, oder das Geringste begangen, was der Durchlauchtigen Fürstinn das mindeste Mißfallen erregen könnte? Ferner ist das die reine Wahrheit, was ich hier in deinem Briefe an den Regierungsrath M** lese; oder sind vielleicht einige Umstände in demselben anders vorgestellet, oder andere von Wichtigkeit gar ausgelassen? —

Ach! gnädige Mama, antwortete ich ihr, eben der, vor dessen Angesichte sie mich fragen, weis meine Unschuld, und der Fürst muß mich wegen des allergeringsten Fehlers rechtfertigen, der mir, seiner Gemahlinn zum Nachtheile, zur Last gelegt werden könnte. Wie sein Herz beschaffen, wie er gegen mich gesinnet sey, und in welcher Absicht er mir den Antrag gethan hat, seine Maitresse zu werden, kann ich nicht wissen;

sen; was er aber zu mir gesagt hat, habe ich sehr wohl vernommen und behalten. Nur war ich in Betracht der Entschlüßung und Antwort, die er verlangte, in der allergrößesten Zerstreuung; und zwar um desto mehr, als er eben im Begriff war, mich wieder zu seiner Gemahlinn zu führen.

Denn nunmehr fielen mir mit einemmale eine Menge von Pflichten gegen die Religion, Tugend, Wohlanständigkeit, vornehmlich aber meine geliebte Mutter, ein; welches machte, daß ich ihn Himmel hoch bath, mich in Gnaden zu verschonen. Denn die Einwilligung seiner Gemahlinn in das, was er von mir verlangte, oder zu verlangen schien, war entweder würklich, oder ein bloßes Vorgeben: wie gefährlich war es in jenem Falle vor mich, alle meine Pflichten nebst meiner geliebten Mutter zu beleidigen; und wie sehr hätte ich mich nothwendig schämen müssen, meiner Fürstinn in einem Falle vor das Angesicht zu treten, um von ihr zu vernehmen, ob sie in eine Sache willigen wollte, welche die augenscheinlichste Beleidigung vor sie war? —

Ziemlich richtig gedacht, liebstes Kind: denn die Eifersucht ist den Weibern angebohren, und wenn sie von allen Leidenschaften frey seyn könnten, so sind sie dieser gewiß ergeben, um desto mehr aber, wenn sie glauben, durch das Band der Ehe darzu berechtiget zu seyn.

Mit-

Mithin bleibt mir diese Einwilligung der Fürstinn noch immer ein wahres Räthsel, und die ganze mit euch vorgefallene Begebenheit, liebstes Kind, ein gnädigster Spaß. Ihr werdet also wohl thun, wenn ihr denselben nicht ferner in Betracht ziehet; vielweniger von vornehmen Gelehrten Gutachten über Dinge einziehet, die allem Vermuthen nach keinen andern Endzweck gehabt haben, wo nicht eurer Tugend gefährliche Fallstricke zu legen, doch euere Einfalt und Treuherzigkeit auf die Probe zu stellen, um sich bey vorfallenden Gelegenheiten, da es etwan nöthig seyn möchte, euern Stolz ein wenig zu demüthigen, und sich damit etwas zu gute zu thun. Auch dieses müßt ihr schon als eine Gnade Durchlauchtiger Personen ansehen, weil ihr dadurch gebessert und klüger werden könnet. Jedoch, ich werde euern begangenen Fehler schon so gut zu entschuldigen wissen, als es sich thun lassen wird. —

Als meine Mutter eben weiter reden wollte, so trat der Cammerherr von H** nebst dem Obercammerdiener C** in den Garten, und brachten meiner Mutter in den Ausdrücken den Befehl, von der Fürstinn Durchl., daß sie mit sehnlichem Verlangen von ihr und mir den Besuch erwartete. Meine Mutter dankte beyden für das gnädige und unverdiente Andenken gegen uns beyde; führte sie beyderseits

in

in unser Haus in ein Zimmer, und befahl mir, sie so lange zu unterhalten, bis sie sich geschwind angekleidet hätte: ich aber sollte vor diesesmal die Cur bey der Fürstinn nicht eher machen, bis ich erst den abermaligen Befehl erhalten hätte.

Während dem, da sich meine Mutter ankleidete, so fragte mich der Cammerherr mit einer Hochachtung, die etwas mehr als gewöhnlich war: weswegen ich beynahe in acht Tagen nicht bey Hofe, besonders bey der Fürstinn, erschienen sey; da mir doch bekandt wäre, daß die Durchlauchtige Dame fast unmöglich einen Tag ohne mich leben könnte? Statt der Entschuldigung suchte ich allerley kleine Unpäßlichkeiten und andere Ursachen mehr hervor, so gut ich sie finden konnte, und versicherte, daß meine Mutter mich dieserwegen bey der Durchlauchtigen Fürstinn so gegründet, als geziemend, entschuldigen würde.

Kaum hatte ich beyde mit diesen und andern gleichgültigen Reden eine halbe viertel Stunde unterhalten; so trat meine Mutter in das Zimmer und sagte: Meine Herren, mich finden sie bereit, Sr. Durchl. den Augenblick aufzuwarten; was meine Tochter aber anlanget, so werde ich sie schon geziemend zu entschuldigen wissen, weswegen sie dem gnädigsten Befehle vor diesesmal nicht gehorsamen kann. Ist es ihnen demnach gefällig, so wollen wir

uns sogleich in den Wagen setzen, und nach Hofe fahren. —

Sobald meine Mutter zu der Fürstinn in das Gemach geführt wurde, und ihr die Hand geküsset hatte, so sagte sie zu ihr: ach! liebste B**, was ist denn die Ursache, weswegen ich ihren so trostreichen als unschätzbaren Besuch so lange entbehren muß? Achten sie mich vielleicht wegen gar zu großer Schwachheit desselben nicht mehr fähig? Sie wissen ja, daß ich hierdurch von neuem gestärkt werde. Um sie hiervon zu überzeugen, sollen sie gleich sehen, wie munter mich ihre Gegenwart macht. — Und hiermit stund sie sogleich ganz hurtig aus dem Bette auf, setzte sich zu meiner Mutter, und fragte sie: warum haben sie doch ihre Fräulein Tochter nicht mitgebracht, die ich fast seit acht Tagen nicht gesehen habe; da sie doch wissen, daß ich mich in niemandes Händen besser befinde, als in den ihrigen? —

Vielleicht würde Ew. Durchl. die Gegenwart meiner Tochter nicht mehr so angenehm seyn und seyn können, als sie es bisher gewesen ist. — Und warum denn dieses? — Weil sie Ew. Durchl. hohe Gnade nicht mehr verdient. — Wodurch wäre es denn möglich gewesen, dieser verlustig zu werden? — Weil sie nicht mehr so gesunden Verstandes ist, als bisher, sondern einen solchen Schwin-

del

del im Kopfe hat, welcher sie Ew. Durchl. unfehlbar abscheulich machen würde. —

Dieses kann unmöglich seyn. Ihre Tochter ist, wie mir deucht, eben so gesund am Verstande, als gesund und schön am Leibe. Gesetzt aber, es wäre ihr ein kleiner Zufall von Kopfschmerzen, Schwindel, oder etwas dergleichen ähnliches zugestoßen; so habe ich ja vielmehr Ursache, ein aufrichtiges Mitleiden gegen sie zu hegen, als ihr meine Zärtlichkeit und Gnade zu entwenden. Und was kann es denn für ein Verbrechen bey andern seyn, wenn man gar krank ist? Erklären sie mir doch dasjenige geschwind näher, welches zu wissen, ich eben so begierig bin, als ihre Tochter wieder um und neben mir zu sehen; weil hierdurch die Hälfte meiner Schmerzen erleichtert wird. —

Meiner Tochter ist der Schwindel des Stolzes ganz ungemein in den Kopf gestiegen. Und weil ich weis, daß Ew. Durchl. nichts so sehr als dieses Laster verabscheuen; so habe ich ihr auf das strengste untersagt, Höchstdenenselben jemals wieder vor die Augen zu kommen. — Woraus vermuthen sie denn dieses? — Weil sie glaubt, es habe sich ein großer Prinz in sie verliebt: dessen Liebe um desto mehr sträflich wäre, weil er die vortrefflichste und tugendhafteste Gemahlinn besitzt, welche nur gefunden werden kann. — Was für Beweise haben

sie denn hiervon? fragte sie weiter, und schien aufmerksam zu werden. — Ein paar schriftliche Urkunden, Durchlauchtigste Fürstinn, welche diese Thorheit leider mehr denn zu augenscheinlich beweisen. — Und hiermit griff sie in die Tasche, und holte zuerst meinen Brief mit den Worten hervor: dieses ist das Bekenntniß der Krankheit; hier die Arzeney darwider; und überreichte ihr auch Ihren Brief. Wobey ich denn Ursache habe, so sehr als möglich um Vergebung zu bitten. Denn Sie werden leicht einsehen, daß es nun nicht mehr in meinem Vermögen war, es zu verhindern, daß diese unsere Briefe beyden Durchlauchtigen Personen in die Hände fielen; da ich sie einmal meiner Mutter gegeben hatte, um mich wegen meiner Unschuld so gut zu rechtfertigen, als ich konnte und wußte. Uebrigens versichern Sie mich ja in eben diesem Ihren Schreiben, obgleich nur im Spaße, allerbester Freund, daß Sie nichts darwider hätten, obgleich dasselbe in des Fürsten eigene Hände käme: und ich zweifle nicht, daß dieses Ihr vollkommener Ernst sey: denn wie könnten Sie wohl Ihrer Freundinn und Verehrerinn in einem so wichtigen Falle einen Rath ertheilen, den sie nicht vor aller Welt verantworten könnten?

Die Fürstinn hatte meinen Brief mit der größesten Achtsamkeit durchgelesen, zu verschiedenen

denenmalen eine lächelnde Miene gemacht; und nachdem sie den Ihrigen ebenfalls zum Theil angesehen, und meine Mutter alle ihre Mienen beständig auf das genaueste beobachtet hatte; so redete sie diese mit einer ausnehmenden Leutseeligkeit folgendermaaßen an: — Liebste und aufrichtige B**, in diesem Schreiben ihrer geliebten Tochter und meiner allerbesten Freundinn, bemerke ich nicht die allergeringste Abweichung von der reinen Wahrheit: kein Umstand ist in demselben verfälscht oder erdichtet: vielmehr ist er ein Beweis der allerreinsten Unschuld und Tugend.

Woher rühren denn also die Beschuldigungen eines vom Stolze schwindlichen Geistes ihres tugendhaften Kindes, deren lobenswürdige Demuth mir vielmehr aus allen Zeilen hervorleuchtet? Der Antrag, welchen ihr mein Gemahl gemacht hat, rührt nicht sowohl von ihm, als ursprünglich von mir her: und bereits seit einem Jahre habe ich ihn schon inständigst gebeten, meine geliebte Marianne, ihr tugendhaftes Kind, zu seiner Maitresse zu wählen; nicht, als ob sie weniger als ich verdiente, die Gemahlinn eines Fürsten zu seyn; sondern weil es weder die geistlichen noch weltlichen Gesetze erlauben, daß ein Ehemann, auch nicht einmal dem äußerlichen Scheine nach, mehrere Weiber habe; und auch Fürsten, wenn sie den Geringern, und besonders ihren Unterthanen,

kein unschuldiges Aergerniß geben wollen, mehr den äußerlichen Schein des Unrechts vermeiden müssen, als alle Menschen überhaupt.

Was mich anbetrift, so ist mein Fürst bereits seit mehrern Jahren nicht sowohl mein Gemahl, als mein Freund gewesen: denn seit dieser Zeit habe ich auf alle eheliche Ergötzlichkeiten Verzicht gethan; weil die schwächlichen Umstände meines Körpers solches nothwendig erforderten. Ein Herr von seinen Jahren und Munterkeit muß durch eine tugendhafte Ehegattinn vor solchen Ausschweifungen geschützt werden, welche den Zorn des Himmels erregen, ein Land in Schulden setzen, und Verachtung, nicht nur der Unterthanen, sondern aller Menschen überhaupt nach sich ziehen. Diese betrübten Folgen zu verhüten, habe ich ihre geliebte Marianne zur Gemahlinn meines bisherigen Gemahls erwählt.

Der Vortheil, welchen ich hieraus ziehe, ist von großer Wichtigkeit. Denn ich sehe mich, während der kurzen Zeit, die ich noch zu leben habe, in den Händen derjenigen, welche das allerzärtlichste Herz gegen mich hat, das ich mir wünschen mag; die sich ein wahres Vergnügen daraus macht, mir in meiner Schwachheit nicht nur beyzustehen, mich zu heben und zu pflegen, sondern welche so gar bereit wäre, meine Schmerzen mit mir zu theilen. In welchen Händen könnte ich wohl bes-

ser

ser verwahrt seyn, als in den ihrigen, und in welchen Armen zufriedner sterben, als die bisher einen guten Theil meines Leidens so willig getragen haben? —

Ach! große Fürstinn, erwiederte meine Mutter, die vor Thränen fast nicht sprechen konnte, ist ja Ew. Durchl. an diesen Dienstleistungen meiner Tochter mehr gelegen, als an den Bemühungen einer andern, so wird es schon Gnade genug für sie seyn, wenn Höchstdieselben sie zu ihrer Cammerfrau, oder ihrer allergeringsten Bediente erwählen, ohne, daß sie ihr eine solche Gnade erweisen, welcher sie niemals würdig werden kann.

O! nein, liebste B**, dieses sind keine Belohnungen tugendhafter Seelen, daß man sie für ihre treuen Dienste in die Knechtschaft versetzt. Mithin werde ich weder den Rest meines kurzen Lebens in Ruhe zubringen, noch es eher mit Freuden beschließen können, bevor ich nicht die Tugend so belohnt habe, als sie es verdient, und so gut es meine Wenigkeit vermag. —

Ich erstaune über einen so hohen Geist, Durchlauchtigste Fürstinn, fuhr meine Mutter fort. Wie aber, wenn es Ew. Durchl. dermaleinst gereuen sollte, eine so elende Person aus dem Staube der Dürftigkeit gezogen, und zu so großen Ehren gnädigst erhoben zu haben? Sind nicht diejenigen Personen am meisten der Gefahr des Stolzes und Ungehorsams ausge-

setzt, welchen das Glück zu sehr günstig gewesen ist? Und wie würde ich mein greises Haupt dermaleinst mit Ruhe in den Sarg legen, wenn Ew. Durchlaucht. jemals die geringste Ursache gehabt hätten, die hohe Gnade ihres unverdienten Lieblings zu bedauern?

O! da lassen sie uns beyde vor sorgen, liebste B**. Sie versagen mir doch diese Bitte nicht, welche vielleicht die letzte, wenigstens die allerwichtigste, seyn möchte, die ich jemals in meinem Leben gegen sie äußern kann. Wollen sie mir aber diese nicht abschlagen, und mein Herz je eher je lieber beruhigen; so schreiben sie den Augenblick an meine geliebte Marianne, daß sie noch in dieser Stunde bey mir sey. Denn sie können versichert seyn, daß mir nichts so betrübt ist, als dieses ihr tugendhaftes Kind länger aus meinen Armen zu entbehren. — Das andere Schreiben ist mir gegenwärtig durchzulesen zu weitläuftig. Hierzu werde ich mir morgen vielleicht die Zeit nehmen. Damit aber mein Gemahl ohne Anstand erfahren möge, was er zu hoffen hat, so werde ich ihn den Augenblick zu mir bitten lassen. —

Als der Fürst in das Gemach trat, so redete sie ihn mit folgenden Worten an: Ew. Liebden werde ich vermuthlich keine angenehmere Nachricht geben können, als wenn ich sie versichere, wie eifrig ich mir die Beförderung ihres Vergnügens und Gemüthsruhe habe

ange-

angelegen seyn lassen. Unserer redlichen B** allhier, die sie längstens als Mutter zu ehren gewünscht, habe ich endlich ihren Irrthum benommen, als ob Ew. Liebden gegen ihre tugendhafte Tochter nicht diejenige Achtung hegten, welche einer fürstlichen Gemahlinn gebühret. Damit sie aber überzeugt werden, was sie von ihrer Geliebten vor ein Herz zu gewarten haben; so lesen sie hier dieses Schreiben: und hiermit überreichte sie ihm meinen Brief. Uebrigens ist bereits Verfügung gemacht, daß unsere liebste Marianne so gleich bey uns seyn wird.

Der Fürst nahm das Schreiben begierig von den Händen seiner Gemahlinn, las es mit ungemeiner Achtsamkeit durch, und aus seinen Mienen leuchtete eine Zufriedenheit und Vergnügen, die sich viel leichter bemerken, als beschreiben läßt. Als er es durchgelesen, so sagte er zu meiner Mutter: Ihnen, liebste Mutter, (denn erlauben sie mir, daß ich sie von nun an mit diesem Namen benenne, und in meinem Herzen als eine solche ehre) habe ich, in der Erziehung ihres tugendhaften Kindes, die ich zu meiner zweyten Gemahlinn ausersehen habe, alles dasjenige Glück zu verdanken, welches ich aus dieser glückseligen Verbindung mit Recht hoffen kann.

Glauben sie ja nicht, daß sich das allergeringste in die Veranlassung dieser Verbindung

eingemischet habe, was sich nicht vor den Augen der allerstrengsten Tugend verantworten ließe. Diese meine schwache Gemahlinn ist die allererste Ursache dieser gewünschten Vermählung bereits vor einem Jahre gewesen: denn wie wäre es mir möglich, gegen diese zuerst ein Verlangen zu äußern, wodurch ich den kurzen Rest ihres betrübten Lebens auf eine grausame Weise abzukürzen befürchten müßte; wie hätte ich ihr aber eine Bitte abschlagen können, deren Gewehrung mir das Angenehmste in der Welt war?

Beruhigen sie demnach meine Dankbarkeit in so fern, und erlauben, daß wir allerseits unsern kindlichen Gehorsam gegen sie, die kurze Zeit ihrer übrigen Tage, so erweisen können, als sie es verdienen. Meine kranke Gemahlinn bedarf ihres mitleidigen Trostes täglich, und sie unserer Pflege. Aus der Ursache habe ich bereits Befehl ertheilt, daß ihnen der eine Theil des Flügels von diesem Schlosse, gegen den Garten zu, so gleich eingeräumt, und mit allen Geräthen, und was sonst zu der Bequemlichkeit erfordert werden mag, wohl versehen werden solle. Die Bedienten belieben sie sich entweder nach ihrem Geschmacke zu wählen, oder von den meinigen zu nehmen, welche ihnen anständig sind; die gehörige Besoldung werden sie von mir erhalten; und was ihnen überdieses noch an ihrer Gemächlichkeit mangeln sollte,

te, dreist zu fordern, und versichert zu seyn, daß ich mir aus nichts so sehr ein Vergnügen machen werde, als darauf zu denken, wie sie die Zeit ihres noch übrigen Lebens, diejenige Gemächlichkeit genießen mögen, welche ich meiner geliebten Mutter zu verschaffen schuldig bin.

Meine Mutter konnte auf diese ausnehmenden Gnadenbezeugungen des Fürsten vor Thränen unmöglich so antworten, wie es die Regungen ihres dankbaren Herzens erforderten. Sie wollte dahero dieselben zu verstehen geben, und sich zu seinen Füßen werfen; allein der Fürst umarmte und küssete sie, wie der allerzärtlichste Sohn seine Mutter, voll Ehrfurcht.

In eben dem Augenblicke wurde ihnen angezeigt, daß ich mit der Carosse vor dem Schlosse angelanget sey. Und hiermit eilten beyde in den Schloßhof, mich zu empfangen. Der Fürst kam sogleich zu dem Wagen, führte mich heraus, umarmte mich mit einer Zärtlichkeit, die ich nicht beschreiben kann; und wie mir theils vor Bestürzung, theils vor Vergnügen zu Muthe gewesen ist, weis ich selbst nicht mehr; meine Mutter aber stund gleich einer Bildsäule von ferne, und unterscheidete sich von dieser nur blos darinnen, daß ihr die Thränen unaufhörlich über die Wangen strömten.

Hierauf führte er uns beyde zu seiner kranken Gemahlinn. Und nun sollten Sie einmal das Vergnügen gesehen haben, welches diese empfand,

empfand, als sie uns alle drey wieder hatte. So wie ich mich zu ihrem Bette nahete, und die beyden Briefe auf demselben liegen sahe, die ich den Augenblick kannte; so rief ich mit lauter Stimme: ach! Ihr Durchl. ich bin des Todes, denn hierinnen sind alle meine Verbrechen geschildert, und wollte mich zu ihren Füssen werfen. Allein der Fürst verhinderte es; die Kranke eilte aus dem Bette, und umarmte mich mit einer Zärtlichkeit, die ich nicht beschreiben kann, und den Worten: Nunmehr, geliebte Marianne, sollen sie mir gewiß nicht so leicht entkommen, nachdem ich sie einmal wieder habe; und damit ich hiervon um desto mehr versichert werde; so führen Ew. Liebden, bath sie den Fürsten, sie beyde sogleich zu den Gemächern, welche für Dero angehende Frau Mutter zubereitet sind, sehen, was noch an der Bequemlichkeit fehlen möchte, und ertheilen ja, bitte ich inständigst, so gleich den Befehl, daß alles noch heute gehörig besorgt werde; wenn ich anders ruhig schlafen soll.

Wir verfügten uns also den Augenblick, der Fürst, meine Mutter, und ich; und besahen die Gemächer, die meine Mutter einnehmen sollte. Und ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß, habe ich in meinem Herzen jemals eine dankbare Regung empfunden, so fühlte ich sie in ihrer völligen Stärke, als ich sahe, daß für meine Mutter, sowohl in Betracht

des

des Nothwendigen, als der Bequemlichkeit, des Ueberflusses, und in der That einer vollkommen Fürstlichen Pracht, so reichlich gesorgt, und alles mit dem ersinnlichsten Fleiße ausgedacht war, daß sich dieselbe in ihr Glück kaum zu finden wußte. Als sie daher der Fürst fragte, was sie noch wünschte, und dabey versprach, ihr den Augenblick zu gehorchen; so antwortete sie mit einer ausnehmend vergnügten Miene: weiter nichts, Ihre Durchl., als noch heute meine Wohnung zu beziehen. — Eben das ist es, was auch ich verlange, geliebte Mutter, antwortete ihr der Fürst: und nunmehro bin ich zu meinem vollkommenen Vergnügen überzeugt, daß ihnen meine mäßige Vorsorge doch nicht mißfällt. Hiermit führte er uns in das Gemach, wo zu Mittage gespeist werden sollte.

Kaum waren wir hineingetreten, und meine Mutter hatte sich zu der Fürstinn begeben, so kamen die beyden Prinzen aus ihren Unterrichtungsstunden, und der kleine Erbprinz, in welchem alles Leben und Feuer ist, stürmte in das Gemach mit den Worten hinein: wo ist meine gnädigste neue Mama? denn ich muß sie sprechen und küssen. — Der Fürst wies ihn sogleich auf mich: und hiermit eilte er gleich einem Pfeile auf mich zu, umarmte und küßte meine Hände und Kleider. Hören sie, gnädigste Mamma, warum haben wir sie so

lange

lange nicht gesehen? — Liebstes Fritzgen, (denn anders durfte ich ihn nicht heißen,) meine Mutter, der ich ungemein strenge gehorchen muß, weil sie mich sonst hart züchtiget, hat es nicht gestatten wollen, daß ich mich nur aus dem Hause entfernt hätte. — Sie sind doch aber wol nicht krank gewesen? — Nein, Gott lob! nicht. — Das ist brav: Denn eben das ists, was ich an meiner andern gnädigsten Mamma nicht vertragen kann. Hören sie, gnädigste Mamma, wenn ich reiten und fechten kann, und als Hauptmann eine Armee commandire, wollen sie alsdenn mit mir zu Felde gehen? so will ich ihnen auch eben so gehorsam seyn, wie sie ihrer gnädigen Mamma, und wie es mein gnädigster Papa und der Herr Oberhofprediger haben wollen. — Ey ja freylich; denn wir beyde wollen unter einem Zelte schlafen. — O! vortreflich. Hierauf lief er in das Nebengemach; ehe ich mirs versahe, war er wieder da und brachte ein ganzes Paquet zusammengerollter Papiere, warf sie vor meine Füße, nahm eins derselben hervor, wickelte es aus einander und sagte: sehen sie einmal hier! das sind lauter Festungen, die die französischen Könige meinen Vorfahren weggenommen haben. Alle diese Heimlichkeiten von einigen hundert Jahren hat mir mein Hofrath W** erzählt; mein Ingenieur-Obristlieutenant V** aber hat es mir so accurat gewiesen, wie dergleichen Plätze künstlich

lich wieder weggenommen werden müssen, daß mir die Zeit lang währt, ehe wir noch anmarschiren. — Hierzu behülflich zu seyn, muß ich selbst mit reiten. — Dieses gefiel dem jungen Herrn dermaßen, daß er mich vor Liebe fast erdrückt hätte. —

In eben dem Augenblick wurde der Oberhofprediger in das Gemach geführet, welchen mein Gemahl (denn von einem andern Titel will er nichts wissen,) hatte zur Tafel bitten lassen. Der rechtschaffene Mann wurde überaus gnädig von dem Fürsten empfangen, und so gleich gebeten, sich bey ihm niederzulassen. — Ehe ich dieser zugestandenen hohen Gnade theilhaftig werde, erwiederte er, so muß ich zuvor meiner Schuldigkeit nachkommen, und Ew. Durchl. nebst Höchstdero angehenden Gemahlinn (hier wendete er sich gegen mich und machte mir eine tiefe Verbeugung, welche ich schuldigst erwiederte,) den göttlichen Segen und ein ununterbrochenes Vergnügen wünschen.

Wie, verehrungswürdiger Freund, sie wünschen mir Glück zu der zwoten Gemahlinn? Statten sie mir diesen angenehmen Wunsch als Gottesgelahrter, oder als Hofmann ab? — Wie es Ew. Durchl. verstehen wollen: denn der Wunsch kann mit beyden Charaktern füglich bestehen. — Also mit dem Charakter eines Gottesgelahrten eben sowohl, als eines Hofmannes? — vollkommen: und genau so, wie

Ew. Durchlauchten schon längst ohne mich davon überzeugt gewesen sind. — O! glauben sie dieses nicht so schlechterdings; sondern seyen versichert, daß ich sie eben aus dieser Ursache heute zur Tafel habe zu mir bitten lassen, um ihr Gutachten zu vernehmen; aber auch, daß, wenn mir die Gründe der Religion und ihre Denkart, welche ich gegenwärtig zur Rechtfertigung in diesem meinem Verfahren anwende, weniger bekannt gewesen wären; so hätte ich mit der allergrößesten Gelassenheit nebst meiner angehenden Gemahlinn, den allernachdrücklichsten Verweis von ihnen erwartet. Sollte aber doch eines von uns beyden verschont bleiben können; so will ich für diese bitten: was mich anbetrifft, so unterwerfe ich mich ihrer Zucht gern und willig. —

Dieses wird sie seyn, erwiederte der rechtschaffene Mann; — so wahr ich überzeugt bin, daß Ew. Durchl. eine tugendhafte Gemahlinn gewählt haben, und Gott an dieser Wahl Wohlgefallen hat; so beschwöre ich das beyderseitige Hohe Ehepaar, von der Gesinnung meines Herzens überzeugt zu seyn, daß ich so denke als rede. Wo ich nicht irre, so bin ich vielleicht der erste gewesen, welcher Ew. Durchl. den unterthänigen Rath ertheilte, aus weisen Ursachen, und mit Genehmigung Höchstdero unschätzbaren und Höchstschwächlichen Gemahlinn, sich die zwote aber unvermählte zu nehmen. —

Es ist wahr, ich besinne mich, erwiederte der Fürst. Aber wie können sie sich so sehr überwinden, und ihren Vortheilen zuwider handeln: denn es fallen ja hiermit zugleich die Trauungsaccidentien weg? Jedoch, damit sie nicht ganz und gar leer ausgehen; so nehmen sie dieses geringe Merkmal meiner Erkenntlichkeit und Freundschaft an. — Und hiermit überreichte er ihm eine sehr kostbare goldene Uhr: welche er denn mit der vollkommensten Dankbarkeit als ein Zeichen der fürstlichen hohen Gnade anzunehmen versprach.

Hierauf holte der Fürst auch meine Mutter zur Tafel. Wir setzten uns ohne eine andere Gesellschaft nieder, speiseten mit einander ganz vergnügt; und als die Tafel aufgehoben werden sollte, so präsentirte mir der Fürst ein auf den Teller gelegtes Schreiben, mit den Worten: Nehmen sie dieses, Madam, als ein Nachgericht an, welches ich vor sie einzig und allein habe zubereiten lassen. Es enthielt dasselbe eine Verwilligung der Landsstände, meine künftige Versorgung betreffend, im Falle der Fürst eher mit Tode abgehen sollte, als ich, und in welchem mir, so lange ich lebte, jährlich 24000 Reichsthaler ausgesetzt wurden, und von den Landsständen ausgezahlt, die aber aus unserer Ehe etwan erfolgenden Kinder beyderley Geschlechts entweder zu den vorzüglichsten Ehrenstellen gelangen, oder auf andere Art reichlich

versorgt werden sollten, nachdem es ihre Eigenschaften erforderten. Uebrigens erhellete aus den zärtlichsten Glückwünschen der Stände, daß sie nicht nur das Verfahren des Fürsten vollkommen billigten, sondern aus denen mir ertheilten und unverdienten Lobeserhebungen, veroffenbahrte sich das ausnehmende Vergnügen, welches sie darüber hatten, daß seine Wahl genau auf eine Person gefallen wäre, deren Vater sich um die Wohlfarth des Landes als ehemaliger Staatsrath, so verdient gemacht hätte, daß sein Andenken in immerwährendem Seegen bliebe.

Als ich nun durch alle diese und andere Beyspiele vollkommen überzeugt worden war, daß sich der Fürst nichts so sehr hatte angelegen seyn lassen, als meine zeitliche Wohlfarth auf einen dauerhaften Grund zu bauen; so konnte ich mich unmöglich enthalten, ihn auf das zärtlichste zu umarmen, ihm mit Thränen für seine Gnade und Zärtlichkeit zu danken, die unverbrüchlichste Treue, Gehorsam anzugeloben, und wie ich mich auf alle Weise bestreben würde, dieser seiner Gnade würdiger zu werden. — Etwas mehr, erwiederte er, wünsche ich mir von ihrer Tugend nicht, über alles geliebte Marianne, und das Gegentheil besorge ich eben so wenig. Daher wird nichts eine so angenehme Bemühung vor mich seyn, als wenn ich sie von meiner Zärtlichkeit so wohl als eifrigen Bestreben inskünftige überzeu-

gen

gen kann, daß mir ihre Wohlfarth über alles am Herzen liegt. —

Hierauf führte er mich in ein Gemach, wo ein ganzer Anzug vor mich in Bereitschaft lag, dessen sich gewiß keine Prinzeßinn schämen darf. Kurz, nachdem ich hier abermal meine zärtliche Danksagung abgestattet hatte; so wurde beliebet, uns nebst meiner Mutter in das Gemach der Fürstinn zu verfügen, und derselben den Besuch abzustatten. Sobald wir hineintraten, so redete sie mich mit folgenden Worten an: kommen sie endlich, geliebte Marianne? Ach! wie lange habe ich sie erwartet. Sagen sie mir doch, wie gefällt ihnen der Anschein von ihrem bevorstehenden Schicksale? sind sie mit demselben zufrieden? was sie noch daran auszusetzen haben, und in unserm Vermögen steht, wird bereit seyn, ihr Verlangen zu beruhigen. Wie gefällt ihnen denn ihr Brautschmuck? ich habe ihn bloß nach meinem Geschmacke gewählt, und mich bemühet, den ihrigen so genau zu treffen, als ich es vermuthen konnte. Alles übrige überlasse ich nunmehr ihrem Willkühr, und sie mögen eine Veränderung damit vornehmen, wie sie ihnen beliebt.

Ich konnte die Bewunderung der Großmuth dieser Dame unmöglich anders, als mit meinen Thränen zu verstehen geben; ich fiel daher vor ihrem Bette auf die Knie, ergriff ihre Hand, küßte sie unzählig oft, dankte ihr, so viel ich konn-

te, für alles, was sie zu meinem Besten vorgenommen hätte, und dessen ich nimmermehr würdig werden könnte; gelobte ihr den allervollkommensten Gehorsam an, und bath mir zuletzt die hohe Gnade aus, daß sie mich ja niemals von ihr entfernen, sondern wie bisher erlauben möchte, ihr die Erkenntlichkeit meines Herzens, durch meine fernern geringen Dienstleistungen wenigstens in etwas erkennen zu geben.

Eben dieses ist es, erwiederte sie, nachdem mich der Fürst auf ihr Bitten zärtlich aufgehoben hatte, was ich wünsche und von ihnen bitte: denn nunmehro bin ich vollkommen ruhig, weil ich weiß, daß ich sie nun nicht wieder verliehren kann; und ich werde desto ruhiger aus der Welt gehen, jemehr ich überzeugt bin, daß sie auf eine Art versorgt sind, die ihnen anständig ist, und mit welcher sie zufrieden sind. Das übrige, welches die größeste Belohnung für meine Bemühung seyn wird, ist, daß sie mich, wie bisher, ihrer Freundschaft werth achten, und dieselbe ja niemals gegen mich vermindern.

Mit den übrigen Unterredungen, die unter uns vorfielen, werde ich Sie, mein bester Freund, sehr gerne verschonen: weil ich weiß, daß Sie von nichts weniger als dergleichen weitläuftigen Erzählungen ein Liebhaber sind; nicht zu gedenken, daß dieses mein Schreiben, vielleicht ohnedem schon fähig ist, Ihre Ungeduld

duld zu reizen. Kurz, die Fürstinn behielt uns so lange bey sich, bis in die späte Nacht, und die vortrefliche Dame, betrug sich so gegen uns, als ob sie uns vielmehr die Zeit verkürzen, als unser Mitleiden gegen sie erregen wollte.

Ehe wir uns das versahen, schützte sie eine Müdigkeit vor, und wie sie gesonnen sey, sogleich der Ruhe zu genießen. Sie wünschte uns beyderseits den göttlichen Seegen, und wohl zu schlafen, bath den Fürst, meinen nunmehrigen Gemahl, mich in das Schlafgemach zu führen; und dieser gehorchte auch den Augenblick.

Auf diese Weise geschahe es, werthgeschätzter Freund, daß ich seine Maitresse oder Gemahlinn, wie Sie mich nennen wollen, geworden bin. In meinem gegenwärtigen Zustande schätze ich mich vollkommen glücklich; und die Art, hierzu zu gelangen, wurde so wenig durch irgend ein Geräusch der Lustbarkeiten, als übertriebene Glückwünsche u. d. gl. gestöhret, wodurch einem angehenden Ehepaar diese wichtige Veränderung ihres Schicksals, wo nicht zuweilen unangenehm, doch gewissermaßen eckelhaft wird.

Wenn es meinem Gemahle die Staatsgeschäffte nicht erlauben, um und neben ihm zu seyn, so bin ich gewiß bey der Fürstinn, und meine Mutter kömmt fast gar nicht aus ihrem Gemache, denn beyde können nicht ohne mich

seyn.

seyn. Am allervergnügtesten sind wir, wenn wir uns alle viere bey einander befinden.

Der Innhalt Ihres Schreibens hat meinem Gemahle über allemaaßen wohl gefallen; denn er sagt, Sie dächten und schrieben vollkommen nach seinem Geschmacke. Mit nächsten wird er Sie nach Hofe holen lassen; weil er glaubt, Sie haben zu der beschleunigten Erfüllung seines Verlangens nicht wenig beygetragen. Leben Sie wohl, und seyn versichert, daß ich mit der vollkommensten Verbindlichkeit und Freundschaft bin ꝛc.

Ende des ersten Theils.